UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

urn:nbn:de:hbz:466:1-44725

Visual Library

4

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ausgewählte Romane

von

Xavier de Montépin.

Illustrirte Classiker-Ausgabe.

Sechsundvierzigster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susanne.

Roman

von

Xavier de Montépin.

Zweite Auflage. Illustrirt.

Erster Theil.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03
Sz
855

Universität-Gesamthochschule
Bibliothek
Paderborn

89/855

Erste Abtheilung.

Die Jagd nach Chimären.

I.

Die Seine-Straße. — Das Hôtel von Marokko.

In der Seine-Straße, der Jacobstraße gerade gegenüber, befindet sich ein Haus von recht hübschem Aussehen, das den Namen Hôtel von Marokko führt.

In diesem Hôtel wie in den meisten Häusern dieser Gasse wohnen fast ausschließend Studirende der Rechte, welche wohlhabenden und ehrenhaften Familien angehören. Diese jungen Leute, die einiges Geld auszugeben haben und gern auf aristokratischem Fuße leben, kommen eben deßhalb nicht häufig in Berührung mit ihren weniger bemittelten Mitschülern, die sich am liebsten auf den Höhen des lateinischen Stadtviertels ansiedeln.

Im ersten Stockwerke des Hôtels von Marokko befand sich ein Zimmer, für das monatlich eine Miethe von sechzig bis siebzig Francs zu bezahlen war und das nur ein einziges Fenster mit einem Balcon auf die Gasse hatte.

Dieses Zimmer war sehr hübsch eingerichtet, die Lehnstühle mit blauem Wolldamast überzogen, weich und elastisch, auf dem Boden lag ein sammetner Teppich mit matten Farben, auf dem

Tischchen eine Sammtdecke, auch gab es da einen Kamin und eine Wanduhr.

An der Mauer, dem Kamin gegenüber, stand ein großer Schreibtisch von Acajou und auf ihm lag ein Berg von Büchern und Papieren. Man bemerkte unter diesem Gemisch von Schriften Hefte aller Dimensionen, meistenn von weißem Papier, noch unbeschrieben . . . ferner Schächtelchen, von denen die einen mit Stahlfedern, die anderen mit geschnittenen Gänsekielen angefüllt waren. Es standen da auch Fläschchen mit schwarzer, blauer, rother Tinte . . . und vielleicht auch noch von anderen Farben.

In die Augen fielen eine große Menge Bücher mit gelben Einbänden; sie waren stark beschmutzt und ihr ovaler Stempel zeigte an, daß sie einer Leihbibliothek entlehnt worden . . . (ohne Zweifel aus jener der Madame Cardinal in der Gasse des Cannettes, denn ihr Cabinet ist eines der besuchtesten und berühmtesten in Paris). Diese Menge von Duodezbüchlein im englischen Format mit hellblauen oder blaßgrauen Deckeln war von Michael Levy und die mit den gelben Umschlägen von Victor Lecou herausgegeben.

Ferner gab es hier eine unzählbare Menge von Theaterstücken in allen Formen, Broschüren, illustrirte Hefte zu vier Sous, endlich, wir wiederholen es, einen thurmhohen Haufen von Papieren. Indeß waren alle diese Bücher, Broschüren, Hefte und Journale aller Art so zurückgeschoben, aufgeschichtet und zusammengedrängt, daß auf dem Vordertheile des Schreibkastens noch Platz war für eine lackirte Platte von Eisenblech, auf welcher ein Paar Teller, eine Flasche, ein Glas, ein Senftiegel u. s. w. standen. Auf dem einen dieser Teller lag ein classisches Beefsteak, umgeben von gerösteten classischen Kartoffeln. Auf dem anderen sah man ein spitzwinkeliges Stück Brier Käse, neben welchem ein halbes Weißbrot mit blasser Rinde lag.

Die Flasche war mit jener rothen Flüssigkeit angefüllt, welche man zur Zeit des Mittelalters in den Gasthäusern Wein von Macon nannte, der aber in Wirklichkeit an den Küsten von Argenteuil oder Suresne gewachsen ist und säuerlich schmeckt, bevor ihn eine geschickte Fälschung ungesund gemacht hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir fügen noch hinzu, daß das Zimmer, obgleich das Fenster offen stand, ganz in eine Dampfwolke gehüllt war, die durch das allmälige Verglimmen mehrerer Cigarren, das Stück zu fünf Sous, verursacht worden war.

Ein großer Junge von vier- oder fünfundzwanzig Jahren machte zwischen dem Fenster und dem Bette in lebhaften Schritten seine Promenade und ließ seinem Mundwinkel neue Rauchdämpfe entqualmen, die sich mit der bereits gebildeten Wolke vereinigten.

Dieser junge Mann hatte eine nicht unangenehme Gesichtsbildung. Seine blonden, ins Aschgraue spielenden Haare umwallten mit ihren natürlichen Lockenmassen eine etwas niedrige Stirne und ein längliches Gesicht, welchem es nicht an Ausdruck fehlte. Ein blonder, sehr feiner Milchbart streifte wie ein Nebel die Oberlippe und gegen die Wangen hin, wo er den Platz des Schnurr- und Backenbartes einnahm. Seine großen Augen waren blau und schön gebildet . . . man kann nicht sagen, daß ihnen der Ausdruck durchaus mangelte, allein dieser Ausdruck trat nicht klar hervor.

Die Kleidung des jungen Mannes bestand in einem langen Pantalon von gestreiftem Flanell und einem Schlafrock von blauem Merinos, den eine rothe Schnur leicht zusammenhielt. Unser Mann trug keine Cravate . . . der Halskragen seines Hemdes war von feiner Leinwand. Seine Füße staken in Pantoffeln, die halb von Glanzleder, halb von rothem Maroquin waren.

Er ging noch einige Male im Zimmer hin und her. Dann blieb er plötzlich vor dem Schreibtische stehen und sprach bei sich:

„Ah! bah! frühstücken wir immerhin! . . . Die Ideen werden dann schon kommen."

Was er gesagt, that er auch. Der junge Mann setzte sich und schmauste mit einem so guten Appetit, daß Beefsteak, Kartoffeln, Weißbrot und Käse in weniger als fünf Minuten verschwunden waren.

Der junge Mann klingelte. Ein Aufwärter mit rother Weste und einer weißen, langen Schürze trat bald darauf in das Zimmer.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sie haben geläutet, mein Herr?" fragte er mit der Miene und Haltung, wie sie einem Miethmanne gebührten, der begehrte Dienste gut bezahlte und auch mit Trinkgeldern nicht geizte.

„Ja, Baptist, ich habe geläutet."

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Tragt alles das weg und bringt mir eine große Tasse schwarzen Kaffee."

„Im Augenblick, mein Herr!" antwortete der Kellner, indem er die Platte in der linken Hand hielt und mit der rechten die Brotkrümchen vom Schreibpult wegstäubte.

„Sehr stark!" fügte der junge Mann hinzu.

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, er wird so stark sein als nur möglich."

Baptist ging fort und der junge Mann murmelte:

„Es ist unbestreitbar, daß Kaffee die Gedanken ganz besonders aufhellt, ja daß er, wie irgend ein Beobachter behauptete . . . Gedanken gibt, wenn man keine hat!"

II.

Ein literarischer Beruf.

Baptist kehrte zurück, der Kaffee wurde genommen, dann trug der Bediente die leere Schale weg und der junge Mann blieb allein. Er setzte sich an seinen Schreibtisch in einen breiten Lehnstuhl, richtete einige Blätter zurecht, brannte eine neue Cigarre an, warf sich mit dem Kopfe gegen die Rücklehne seines Fauteuils und begann einen Monolog.

Wir lieben die Selbstgespräche nicht und weichen ihnen in der Regel mit der größten Sorgfalt aus. Indeß sind wir heute in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Monolog anzuführen, denn er ist das beste Mittel, unsern Mann kennen zu lernen.

„In der That," begann der junge Mann, „das ist höchst

seltsam! Ich trank meinen Kaffee, er war sehr stark und doch habe ich nicht mehr Ideen als kurz zuvor! —

„Woher mag das kommen? Ist denn mein Geist heute in übler Disposition? Es muß so sein, denn ich habe doch sonst Ideen, ja sogar oft sehr glückliche Ideen! Warum habe ich sie denn heute nicht? Welcher Mann, wenn er nur ein bischen Kopf hat, hätte nicht Aufsätze für ein halbes Dutzend Feuilletons geliefert und Theil genommen an der Gesellschaft von Gelehrten?

„Paris ist voll von großen Männern! Auch ich werde einer werden! . . . Ich will einer werden, ich will, daß man meinen Namen kenne . . . daß man von mir rede . . . ich will einen Platz haben im Pantheon Nadar!"

Hier unterbrach der junge Mann seinen Monolog, um ein ungeheures lithographirtes Blatt aufzurollen, eine kostbare Arbeit, die mit unerhörtem Scharfsinn und wunderbarem Eifer ausgeführt war. Dann verschlang er einige Secunden lang mit neugierigem Blicke alle diese komischen Gesichter, diese lächerlichen Leiber, diese grotesken Beine, deren possirliche Gesammtheit den kommenden Generationen bis zur Evidenz beweisen wird, wie garstig der literarische Geist im neunzehnten Jahrhundert gewesen ist. Hierauf begann er wieder:

„Es läßt sich dazu nichts sagen . . . das sind Alle die Bekannten und die Unbekannten, zumal die Unbekannten!

„Wie viele gibt es unter diesen berühmten Leuten, deren Namen ich gar nicht weiß, und die Andere eben so wenig kennen, als ich!

„Könnte ich also nicht auch zu dieser anonymen Berühmtheit gelangen? könnte ich nicht Theil haben an dem Ruhme dieser unbekannten Celebritäten? Sie haben die Unsterblichkeit erlangt! — Sie werden fortleben durch den Griffel des großen Nadar! — Unsere Zeit kennt zwar ihre Namen nicht, allein die Nachwelt wird sie wissen. Man wird nachforschen, was sie gethan haben, und man wird es vielleicht finden, denn am Ende haben sie sicher Etwas gethan . . . sie haben geschrieben . . . sie sind im Druck erschienen, sonst wären sie ja nicht hier.

„Aber auch ich werde schreiben! auch ich werde Talent

haben! ich will es! warum sollte es denn unmöglich sein, daß ich dazu gelange?

„Unmöglich! Dieses Wort ist nicht französisch. Napoleon der Große hat das gesagt, und er hat es verstanden. Um etwas durchzusetzen, braucht man nur zu wollen.

„Nun, ich will! . . . Lasset uns ein wenig sehen . . ."

Um sogleich die Wirkungen der Willenskraft in Erfahrung zu bringen, ergriff der junge Mann seine Feder, tauchte sie in die Tinte und langte nach einem Blatt Papier. Allein er schrieb nicht.

„Was werde ich schaffen?" fragte er sich, „wird es ein Drama, eine Novelle oder ein Roman?"

Nachdem er einige Secunden nachgedacht, antwortete er sich wieder: „Ich glaube fürwahr, daß mir heute der Roman am besten gelingen wird, — ich will den Anfang mit einem Roman machen. Jedoch von welchem Genre?

„Historisch? — das Genre Dumas: die Musketiere, Bragelonne, Harmental?

„Analytisch? — das Genre Balzac: Vater Goriot, Eugenie Grandet, Birotteau?

„Ländlich und bäurisch? — das Genre Sand: die Teufelspfütze, Champi, Fadette?

„Social und gemeinnützig? — das Genre Sue: die Geheimnisse von Paris, der ewige Jude, die sieben Todsünden?

„Phantastisch und verblümt? — das Genre Karr: Genovefa, Familie Alian?

„Seemännisch und freibeuterisch? — das Genre la Landelle: die Gorgouc, Falkar der Rothe?

„Das moderne Leben wie es ist? — das Genre Montépin: Die Ritter vom Landsknecht, die Bekenntnisse eines Abenteurers, die Lebemänner von Paris?

„Artistische und literarische Sittenbilder? — das Genre Murger: Zigeunerleben, Jugendleben, Studentenviertel?

„Aber zum Teufel! alle diese Genres sind schon bearbeitet! welches bleibt mir noch übrig?

„Ah bah! da liegt wenig daran! wenn man Originalität

im Geiste hat, werden die Dinge neu unter der Hand, und Originalität habe ich, das ist unbestreitbar.

„Um ein hübsches Buch zu machen, fehlt mir nur Eines, und das ist ein Stoff, ein Sujet . . .

„Oh! eine Idee! . . . Wenn ich nur für's Erste einen Titel wüßte.

„Es scheint, daß alle modernen Romanschreiber zuvörderst Romantitel suchen, die Sujets kommen nachher.

„Das Mittel ist vielleicht gut, laßt ein wenig sehen, es handelt sich nur darum, einen hübsch klangvollen Titel ausfindig zu machen, der Neugierde erweckt und viel verspricht.

„Nun, die Titel fliegen in der Luft herum, wir sagen . . . wir sagen . . ." Und indem der junge Mann das: „wir sagen" oftmals wiederholte, sagte er doch nichts.

Die Asche fiel von seiner Cigarre, ohne daß er es bemerkte, vorne auf seine Hand, und er murmelte ganz leise eine Menge Worte, die ein seltsames Gemisch bildeten, wobei er der Hoffnung Raum gab, es würde aus dieser bizarren Anhäufung von Ausdrücken der gewünschte Titel herausspringen. Auf einmal erhob er ein Freudengeschrei. Er tauchte die Spitze einer Stahlfeder in die Tinte, und zeichnete mit seiner schönsten Schrift auf ein Blatt Papier diese paar Worte:

Das Teufelsschloß.

„Ah! endlich!" rief er dann aus, „das kann man einen Titel nennen! . . . das ist lärmend . . . vielverheißend . . . übrigens bringt das Wort Teufel Glück und Gedeihen . . . man sagt das und ich glaube daran. Mein Sujet ist ganz und gar gefunden, der Schauplatz wird in einem alten Schlosse sein, wo einst ein schauderhaftes Verbrechen verübt worden ist und wo seit dieser Zeit der Teufel umgeht. Ich werde die Legende des Schlosses bei einem Frühstück im Walde von einem jungen Mädchen erzählen lassen, das wird allerliebst sein. Was die Handlung betrifft, so scheint mir ihre Erfindung leicht: Lebensscenen im Schlosse, Jagdpartien, Pariser und Landschaftsbilder, eine Rivalität, ein Zweikampf, das wird sich von selbst

machen und corsisch werden. — Ich fange sogleich an, um nicht die Begeisterung zu verlieren."

Der junge Mann ergriff in der That wieder die Feder und schrieb:

Erstes Capitel.

„Die Capitelüberschrift setze ich noch nicht," sagte er, „das werde ich später thun, wenn ich einmal weiß, welchen Inhalt das Capitel bekommen soll."

Hierauf machte er sich ernsthaft ans Werk, und fing ohne Säumniß also an:

„Auf der Schloßuhr hatte es eben Drei geschlagen. Der Tag war schön, ziemlich warm, man hörte kein anderes Geräusch im Park, als das eintönige Zirpen verliebter Grillen.

„Zwei Männer kamen von der Allee heran, die zum Schlosse führte. Sie waren zu Pferde und dem Anscheine nach verschieden an Alter. Der Eine war bejahrt. Der Andere jung.

„Der Alte ritt einen Rappen von englischer Race. Der Junge eine graue Stute von arabischer Race. In den beiden Pferden lag der reinste und vollständigste Typus von Pferdeschönheit.

„Der Greis war groß und seine Haare weiß. Der junge Mann, von mittlerem Wuchs, hatte prachtvolle schwarze Haare.

„Der Erste nannte sich Graf von Lisbel. Der Zweite führte den Namen Marquis von Volbery.

„Graf," sagte der Marquis, „ist jenes majestätische Gebäude, welches wir dort vor uns sehen, das Ziel unserer Reise?"

„Ja, Marquis," antwortete der Graf.

„Das ist also das Teufelsschloß?"

„So ist es."

„Sie haben doch unsere Ankunft vorgemeldet?"

„Zweifeln Sie daran?"

„Und sind Sie des Empfanges versichert, der uns erwartet?"

„Ich bin überzeugt, er wird vortrefflich sein."

„Wen werden wir im Schlosse finden?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Fürs Erste die Herrin des Hauses, die Witwe des Vicomte von Longpré, die reizende Isabella."

„Ist sie wirklich so bezaubernd, wie der allgemeine Ruf sagt?"

„Noch bezaubernder."

„Jung?"

„Einundzwanzig Jahre."

„Groß oder klein?"

„Von mittlerer Größe."

„Brünett oder blond?"

„Blond."

„Gutmüthig?"

„Wie ein Engel."

„Geistreich?"

„Wie ein Dämon."

„Und reich?"

„Zweimalhunderttausend Livres Einkünfte."

„Und ist dabei nichts übertrieben?"

„Gar nichts."

„Ha doch! diese Vicomtesse ist ja ein Wunderding."

„Ah der Tausend! ob sie das ist, ich will's meinen! das achte Weltwunder; sie braucht nur zu wollen, um die sieben anderen in Vergessenheit zu bringen."

„Welch' ein Enthusiasmus, Graf! Die Vicomtesse muß ja seit sie Witwe ist, von Freiern förmlich umlagert werden?"

„Umlagert ist das rechte Wort, sie weiß nicht, welchen sie anhören soll. Auch werden wir im Schlosse zahlreiche Gesellschaft finden."

„Das bringt mich wieder auf die Frage, die ich eben stellte."

„Welche?"

„Ich fragte Sie, welche Gesellschaft wir da treffen werden?"

„Nun, die Blüthe der eleganten Welt. Wollen Sie, daß ich Ihnen die Namen aufzähle?"

„Ja, Graf, thun Sie das, es wird mir recht angenehm sein."

Hier hielt die Feder auf dem Papier inne. Der junge

Mann schrieb fast zwei Stunden lang an dem, was wir eben gesagt, und fühlte sich schon ganz erschöpft von dieser ernsten und anhaltenden Arbeit. Er legte also die Feder bei Seite und überlas das Geschriebene. Je weiter der Verfasser las, desto selbstzufriedener schwebte sein eitles Lächeln um seine Lippen.

„Ja wohl," murmelte er, „wenn ich einmal zu Ende bin, ist Bescheidenheit eine Thorheit. Aufrichtig gesagt, ist das sehr gut. Dieser Dialog à la Dumas, klein gehackt wie Pastetenfleisch, kommt mir sehr gewandt und vornehm vor; ich brauche nur so fortzufahren und bin der Meinung, man werde von mir mit Recht sagen können:

„Nicht zweimal findet sich dazu das Gleiche,
Statt Streiche des Versuchs sind's Meisterstreiche."

„Ich glaube, dieses Debut wird Sensation erregen, die öffentliche Meinung wird sich mit meinem „Teufelsschloß" beschäftigen, und die Pariser Verleger werden nicht säumen, den Weg zu dieser Wohnung in Erfahrung zu bringen. Allein für heute habe ich genug gearbeitet, die Gesundheit verlangt ein gehöriges Maß zwischen Arbeit und Erholung. Wir wollen uns anziehen und spazieren gehen."

Wie gesagt, so gethan. Unser junger Mann vertauschte seinen Morgenanzug mit einer eleganten Toilette, er zog Lackstiefel und frische Handschuhe an, steckte in seine Westentasche ein halbes Dutzend Fünffrancsstücke, nahm das Stäbchen zur Hand, steckte das Lorgnon in die Augenhöhle, die Cigarre zwischen die Lippen, war ganz aufgeblasen über seine künftigen Erfolge, seine einstige Berühmtheit, hegte den besten Glauben von der Welt und bückte sich, als er durch das Einfahrtsthor des Hôtels ging, aus Besorgniß, er möchte mit der Stirne an das Bogengewölbe anstoßen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III.

Ernest Pichat de la Chevalière.

Es ist nichts ermüdender, als im Erzählen ohne Unterlaß die Worte oder gleichbedeutende Ausdrücke: „der junge Mann, die in Frage stehende Person" 2c. zu wiederholen. Es ist viel einfacher und leichter, wenn man die Leute geradezu bei ihrem Namen nennt.

Um aber Jemanden zu benennen, hätte Herr de la Palisse oder Herr Joseph Prud'homme gesagt, ist es unerläßlich, erst den Namen zu wissen.

Eine ganz kurze biographische Skizze wird unseren Lesern sagen, welchen Namen und welche sociale Stellung der Bewohner im ersten Stockwerke des Hôtels von Marokko gehabt hat.

Ernest Pichat de la Chevalière war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt, und aus einer ehrbaren Familie von Poitou entsprossen. Der Vater Ernest's hatte sich vierzig Jahre hindurch ganz einfach Herr Pichat genannt. Als er eines schönen Tages den Kaufcontract der Herrschaft de la Chevalière, einer reizenden Besitzung, unterschrieb, welche durchschnittlich im Jahre zweitausend Thaler abwarf, ließ sich Herr Pichat ich weiß nicht von was für einer Adelsluft anwehen. Er überredete sich selbst, daß dreihundert Jahre guten Bürgerthums das Recht zu einem Edelmanne verleihen und er fügte seinem Namen als Besitzer auch den Namen der Herrschaft bei. Wir bemerken, daß keine Behörde diesen improvisirten Adelstitel sanctionirt hat.

Herr Pichat de la Chevalière hatte ungefähr fünfzehn bis sechzehntausend Livres Einkommen und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Mit dieser Letzteren haben wir uns nicht zu befassen.

Ernest wurde in dem besten Provinz-Collegium erzogen. Er war ziemlich fleißig, hatte Kopf und machte so rasche Fortschritte, daß er nach jeder Preisvertheilung reich mit Kränzen beladen in das väterliche Haus zurückkehrte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das führte zu einem verdrießlichen Resultat. Die übertriebenen Lobsprüche, welche Ernest in seiner Familie erntete, erweckten in ihm eine übermäßige Eitelkeit, aus welcher er die Ueberzeugung schöpfte, er würde stets und überall den ersten Platz einnehmen, möchte er ergreifen was er immer wolle.

Es fragte sich nur, was sollte das sein? Ernest wußte es selbst nicht, noch hatte ihn kein Beruf mit gebieterischer Gewalt weder nach der einen noch nach der anderen Seite getrieben.

Herr Pichat de la Chevalière hatte die Schwachheit, für das Beamtenthum zu schwärmen. Er sprach davon, Ernest nach Paris schicken zu wollen, daß er dort die Rechte studire.

Paris übt auf die jungen Leute eine magische Zugkraft aus; Ernest ergab sich gern in den Willen seines Vaters und ging nach der großen Stadt, wo er in der Seinestraße das Zimmer bezog, welches wir kennen.

Wir haben hier nicht die tollen Streiche einer stürmischen Jugend zu erzählen — Ernest benahm sich gut — er besuchte regelmäßig die Hochschule, machte keine Schulden und hatte keine ausschließende Geliebte. Er brachte bloß zwei Drittheile des Tages in Lesecabineten zu und die meisten Abende im Schauspielhause, und dies setzte er durch den ganzen ersten Jahrgang fort.

Diese Verwendung seiner Mußestunden hatte in Bezug auf die Literatur seiner Zeit in ihm eine Leidenschaft erweckt, welche er für einen Beruf hielt. Romane, Theaterstücke und Vaudeville verdrehten ihm den Kopf, er hielt sich für fähig, alles das zu machen, ja vielleicht noch besser als Jene, die sich ein Geschäft daraus machen. Er träumte, eben so reich zu werden wie Scribe und eben so berühmt wie Balzac.

Diese goldenen Träume wiegten ihn sanft bis zum Schlusse des Schuljahres. Die zwei Ferienmonate brachte er auf dem Gute de la Chevalière zu und besprach sich mit seinem Vater über seine neuen Aussichten für die Zukunft. Aber schon bei den ersten Worten fiel ihm Herr Pichat de la Chevalière in die Rede.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der gute Alte hatte in Bezug auf die Literatur, zumal auf moderne Literatur, sehr beschränkte Ansichten. Er nannte die Journalisten „gallsüchtige Scribenten" und die Schriftsteller „Papierkratzer".

Er hatte in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Roman gelesen: „Die Gefühlsproben" von H. d'Arnaud Baculard (den er ausnahmsweise einen großen Mann nannte) — und hatte sich fest vorgenommen, nie mehr einen zweiten Roman zu lesen, ein Entschluß, dem er bisher treu geblieben.

„Wenn Dir so sehr darum zu thun ist, die Feder zu handhaben, mein Herr Sohn," sagte er, „so bin ich nicht dagegen; allein das geschehe, um gute Processe und gerichtliche Urtheile niederzuschreiben, das ist ehrenvoll und nutzbringend; aber daß Du Feuilletonaufsätze machst, wie man sie unten an Journalen beidruckt, oder lächerliche Schwänke, wie man sie in der Comödie darstellt, das gebe ich nicht zu . . . in unserer Familie hat es nie Scribenten und Papierkratzer gegeben, und wird es auch, so Gott will, niemals geben! . . . Dieses Geschäft treiben ABCschützen, arme Schlucker und gemeine Schufte, das ist kein Handwerk für einen Edelmann."

„Erlaube mir, Vater, zu bemerken, daß im Gegentheile die meisten jetzt lebenden Schriftsteller Edelleute sind," sagte Ernest.

„Ei geh'!"

„Soll ich sie nennen?"

„Nenne sie."

„Nun denn, ich beginne mit Herrn von Châteaubriand, der Vicomte war, — mit Herrn von Lamartine, der aus einer alten Adelsfamilie stammt — Alexander Dumas ist Marquis de la Pailleterie — Hugo ist Vicomte Hugo und der Graf Alfred von Vigny — und der Vicomte d'Arlincourt und die Herren Alfred und Paul de Musset . . ."

Ernest citirte noch eine große Menge von Namen, und darunter auch den des Herrn Carl Paul de Kock, Sprößling eines alten holländischen Geschlechts.

„Ah bah!" antwortete darauf Herr Pichat de la Che-

valière, der in so gelehrten Dingen mit seinem Sohne nicht streiten konnte. „Ah bah!" Sonst sagte er nichts.

Ernest bestand auch nicht weiter darauf, schien seinen literarischen Entwürfen zu entsagen und kehrte nach Paris zurück.

Diesmal hatte er aber die Rechtsstudien ganz bei Seite gelassen. Ernest dachte nur an den Ruhm und an das Glück, welches er mit seiner Feder erringen würde, und an den gerechten Stolz, mit dem er, wenn er einmal als großer Mann gelten würde, zu seinem Vater sagen könnte:

„Nun denn, Du siehst es, daß ich glücklicherweise nicht auf Dich gehört habe."

Solcher Art waren die Stimmungen seines Geistes in dem Momente, wo wir ihn unseren Lesern vorgestellt haben.

* * *

Da Ernest entzückt darüber war, daß er das erste Capitel des Teufelsschlosses auf eine so glänzende Weise angefangen hatte, so entschloß er sich, den ganzen Rest des Tages sich nichts zu versagen. Er überredete sich demnach, daß er als wahrhaft großer Herr, als literarischer Lebemann von glanzvollem Rufe aufzutreten habe. Für's Erste nahm er sich einen Miethwagen zu zwei Francs und rief dem Kutscher mit spanischem Stolze zu:

„Ins Wäldchen durch die Allee Dauphine."

In seinem Madrid ließ er sich der Reihe nach mit einem Gläschen Grog, einem Glase Porto und einer Flasche Ale bedienen. Dann steckte er eine dampfende Panatella in den Mund und kehrte rauchend in die elysäischen Felder zurück, während er rechts und links Lächeln und holdselige Blicke den Vorüberfahrenden zuschickte, welche auf ihren Kissen hingestreckt saßen und ihn gar nicht kannten, und während er von dem nahen Momente träumte, wo die Priesterinnen der Liebesgöttin, wenn sie ihn vorbeifahren sehen, sagen werden: „Das ist er . . . er, dessen letzter Roman mich so sehr gerührt hat . . . er, dessen

letztes Drama mir so viele Thränen erpreßte! ach! wenn er mich nur sehen . . . ach, wenn er mich bemerken könnte!" Und er, blasirt wie ein Sultan mitten in seinem Harem, würde dann ganz ruhig das Sacktuch der Schönsten dieser Pariser Odalisken zuwerfen.

Auf die Spazierfahrt folgte das Diner. Ernest begab sich in das Kaffeehaus Riche und trank da so viel Wein Saint-Peray, daß er ihm etwas zu Kopfe ging. Entzückt über seine Mahlzeit und seinen Appetit begab sich Ernest in die Oper, nahm einen Sperrsitz am Orchester, gab sein Billet ab und dachte sich, der Theaterdiener werde ihn in Kurzem passiren lassen, sich vor ihm tief verneigen und sagen:

„Das ist der Herr de la Chevalière . . . ein großer Mann! . . . er hat freien Eintritt."

Man spielte: „La Péri." Ernest kam es vor, als ob die ganze Poesie des Orients durch die doppelte Pforte seiner Augen in sein Gehirn einzöge.

IV.

Ein anderer Roman.

Ernest kehrte von der Oper zu Fuße zurück.

Die Nacht war prachtvoll, dem „großen Mann" hatten die transparenten Hüllen und die reizenden Stellungen der Opernymphen den Kopf in Flammen gesetzt. Er ging auf dem weitesten Wege durch die Pont-Neuf zurück und hielt beim Kaffeehause d'Orsay an, um da eine zweite Schale Kaffee zu schlürfen, dieses mächtige Erregungsmittel des Verstandes.

Als er zu Hause war und sich entkleidete, setzte er sich in den Kopf, daß sich seiner die Begeisterung bemächtigte, wie einst im Orakel von Delphi die Priesterin inspirirt worden ist. Er setzte sich also an seinen Schreibtisch und beschloß, eine Phantasie nach der Weise des Alfred von Musset in die Welt zu setzen.

Diese Phantasie, von den Erinnerungen des Abends einge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geben, sollte eine unbestimmte Anzahl vierzeiliger Strophen enthalten.

Nachdem er sich lange entsetzlich abgemüht, gebar er die folgenden Quatrinen:

1.

Der Ball begann; es zog vorbei mit leichtem Schweben
Und kam zurück, von Wirbeldunst umgeben,
Wie in der heißen Bajaderen ferner Zon'
Ein Schwarm von Peris, ein geräuschvoll' Bataillon.

2.

Wohl jedes Auge folgt der luft'gen Kleider Wogen;
Bei ihrer Schönheit Glanz füllt Sehnsucht jede Brust;
Der kolophoniumbestreute rasche Bogen
Erschauert im Begleiten fast vor Lust.

3.

Der Oper Nymphen, Peris, blendende Almeen —
— — — — — — — —

Ernest konnte nicht mehr fortsetzen — die Ader war ihm versiegt — die Begeisterung (wenn es ja eine Begeisterung gegeben) war raschen Fluges entwichen, selbst der Reim, diese Eselsbrücke der jüngeren Vaudevillisten, bewies sich ihm ungemein hartnäckig.

Wir fügen noch hinzu, daß Pichat de la Chevalière zwei und eine halbe Stunde zu diesen Endreimen gebraucht hat, welche ganz würdig der poetischen Improvisationen des sehr berühmten Herrn von Pradel gewesen wären.

Ernest war erschöpft, aber mit sich vollkommen zufrieden. Er verglich sich in Betreff der Flüssigkeit des Styls keck mit Lamartine; mit Victor Hugo bezüglich der Kraft und Richtigkeit des Ausdruckes, der immer kühn und malerisch ist; mit Méry in Bezug auf Leichtigkeit.

Nachdem er sich mit eigenen Händen diesen dreifachen Kranz geflochten und aufgesetzt hatte, legte er sich zu Bette und schlief ein.

Im Schlafe hatte er einen Traum: Es kam ihm vor, als ob ein Schwarm Arbeiter, eben so zahlreich als jener der biblischen Arbeiter, welche einst den Thurm von Babel, dieses Denkmal thörichten Hochmuths, aufgeführt haben, mit fieberhafter Thätigkeit an der Errichtung eines neuen Pantheons arbeiteten. Der Riesenbau erhob sich wie durch Zauberei. Alsbald erstand ein Dom, gegen welchen die St. Peterskirche in Rom nur ein Pygmäenwerk zu sein schien, und erhob sich über die Region der Gewitter, höher als die unersteiglichen Spitzen der Alpen und Pyrenäen. Daraus traten — ein seltsam erhabenes Schauspiel — unter den hohen Gewölben und gigantischen Bogen des dem Genie geweihten Tempels der Reihe nach, ernst, würdig und in schöner Ordnung, die ausgezeichneten Halbgötter des Pantheon Nadar hervor. Es gab da alle jene großen Männer der Feder, erhaben und grotesk. Sie schritten langsam, schweigend und gesammelt. Der Agent der Gelehrtengesellschaft — der gute und vortreffliche Godefroy — folgte ihnen, sein leeres Kästchen tragend. Einige literarische Handlanger führten auf Karren, die mit Blumenguirlanden und Lorbeern bekränzt waren, die Marmorbüsten der — bekannten und unbekannten Berühmten. Sie schienen der Last zu erliegen. Die schweren Tritte der Menge hallten auf dem polirten Pflaster und erweckten das Echo des Pantheons. Die Menge ging immer weiter .. ein Wohlgeruch von Weihrauch stieg zu den Gewölben empor. Eine heilige Gemüthsstimmung beugte alle Häupter und belebte die Pulse der Herzen. Und die Menge ging immer weiter. Endlich erreichte sie das Heiligthum. Hier erhob sich auf einem granitnen Fußgestell eine Statue, eben so hoch wie jene, die sich einst ein Kaiser in einen Berg hauen ließ. Die Haltung dieses Standbildes war stolz und gebieterisch. Eine Wolke verhüllte das Antlitz. Die Charivari-Halbgötter ließen sich mit dem Knie auf die Erde nieder und stimmten einen, den Umständen entsprechenden Gesang an (die Worte von Scribe, die Musik von Auber). Die Lippen der Marmorbüsten wiederholten den Refrain. Herr Godefroy schlug den Tact auf seinem leeren Kästchen. Das war großartig wie die

Unermeßlichkeit. Und auf einmal erhob sich der Wolkenschleier, der das erhabene Antlitz des Gottes verhüllte, wie ein Theatervorhang aufgeht, wenn der Regisseur die drei Schläge macht! Ernest Pichat de la Chevalière stieß einen lauten Schrei aus. Er hatte sich erkannt. Der Gott — war er.

* * *

Es war sehr angenehm, aber nichts kann auch ermüdender sein als zu träumen, daß man ein wenig Gott ist.

Das vermag ein Alp.

Ernest, der auf die triumphartige Ovation, deren Held er war, plötzlich aufwachte, gab sich alle erdenkliche Mühe der Welt, wieder einzuschlafen.

Er war erst wieder am folgenden Tage, gegen Mittag, aufgewacht. Er beeilte sich zu frühstücken — denn der Appetit verlor bei ihm nie sein Recht — dann begab er sich schnell wieder zur Arbeit.

Für's Erste durchlas er noch einmal die unvollendeten Strophen. Allein die Reime erwiesen sich zähe, die Verse unglaublich hartnäckig, sie wollten nicht flüssig werden.

Ernest ließ die „Phantasie" bei Seite und beschloß, das erste Capitel vom „Teufelsschloß" zu vollenden. Allein dieses Sujet, für das er gestern noch so sehr begeistert war, schien ihm heute seltsamerweise undankbar zu sein.

Was läßt sich Neues und Interessantes mit Personen machen, die auf dem Lande in einem Schlosse eingeschlossen sind? Wo findet sich da die nothwendige Abwechslung und pittoreske Färbung? Auch erinnerte sich Ernest gerade rechtzeitig, daß man im Gaité-Theater ein Feenspiel unter dem Titel: „Teufelsschlösser" mit ungeheurem Erfolge aufgeführt hatte.

Bei reiflicher Ueberlegung verdunkelte dieser Titel den seinigen, denn der Unterschied lag bloß in der Ein- und in der Mehrzahl. Und wie konnte er fernerhin ankämpfen gegen die Erinnerung an glänzende Decorationen, an wunderbar schnelle Verwandlungen und an Verse wie diese:

Und auf der Nase mein erblickt ihr Brillen,
Die zur Bequemlichkeit er sich erfunden.

„Kurz," sprach Ernest bei sich, „gestern war ich auf einem Abwege; mein phantastisches Werk würde heute kaum gedeihen. Heut zu Tage will das Lesepublicum vor Allem Sittenbilder aus Paris, Alles von Paris!

„Alle Romane, worin Paris und die Pariser mehr oder weniger treu geschildert sind, haben ungeheuren Erfolg. Blicken wir auf die „Lebemänner von Paris" — ein Buch, worüber ich nichts sagen will (denn unter Collegen muß etwas Nächstenliebe sein), — das aber im Ganzen nichts als den Titel für sich hat.

„Und dann, wie ist Paris ein immerfort sich bewegendes und veränderndes Panorama! welche neue Studien, welche sinnreiche und pikante Bemerkungen lassen sich da machen!

„Paris gleicht jenen indischen Meeren, deren Sand Perlen birgt. Zwanzig Taucher gingen vorüber, zwanzig Taucher haben eine reiche Ernte gemacht. Es kommt ein noch geschickterer Taucher, er findet unbekannte Schätze, er fischt die schönsten Perlen, denn das Meer ist unerschöpflich. Paris ist das Meer, der Ocean, und ich — ich werde der Taucher sein!

„Welche Mine zum Ausbeuten ist Paris! — Paris, die Stadt der Contraste, das unreine Babylon und das heilige Jerusalem! — die Hauptstadt der Tugenden und der Laster!

„Paris mit seinen Salons und seinen Kämmerchen, mit seinen engelgleichen Herzoginnen und seinen Buhlerinnen mit dem Teufelsherzen. Paris, wo Pracht und Fülle ohne Schranken, und das Elend ohne Grenzen ist! Zigeuner in hohen Regionen und Banditen in niederen Schichten; keusche Jungfrauen und verderbte Mädchen! Edelleute voll Wappengepränge und Landsknechtritter, Lebemänner und Loretten! Studenten und Grisetten! Portiers, Senatoren und Schmarotzer! — Paris, kurz! Paris!

„Aber alles das wurde schon gesehen, alles das gesagt, alles das geschildert!

„Ach! gewiß!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Allein ich . . . ich, ein Mann von Genie, ich . . . ich werde es anders ansehen, anders sagen, anders schildern!

„Neues! . . . was ist neu? Mit dem Neuen Neues machen, eh, beim Zeus! wo wäre das Verdienst? — Das zu thun wäre Jeder im Stande!

„Aber zuletzt ankommen, wie ich, und alle Andern vergessen machen, das ist's, was ich will! — und man wird es sehen."

Ernest setzte noch ziemlich lange diese Dithyrambe fort, welche in mehr als einer Hinsicht jener Ode gleicht, die Olympio an Olympio gerichtet hat. Als er sich endlich mit dieser lyrischen Ueberspanntheit ermüdet, mit diesem Weihrauchstreuen in's eigene Angesicht erschöpft hatte, entschloß sich der junge, vortreffliche Mann, jenes Werk anzufangen, welches der erste Stein zu seiner Unsterblichkeit werden sollte.

Wir müssen gestehen, daß er diesmal Fortschritte machte, unbestreitbar ungemeine Fortschritte.

Gestern noch quälte er sich ab, um endlich zu seinem „Teufelsschloß" zu gelangen. Diesen Morgen brauchte er nur zehn Minuten nachzudenken, um auf ein neues Blatt Papier diese Flammenworte zu schreiben:

Die Nächte des Boulevard Italien.

Nächtliche Sittenbilder aus der Gegenwart.

Erster Band.

Erstes Capitel.

V.

Ein schöner Anfang.

Man hat vorgegeben, man hat behauptet, man hat geschrieben, man hat gedruckt, daß Friedrich Soulié, — dieser Mann von einem so ungeheuren und glühenden Genie, diese lebendige Incarnation der dramatischen Form im Roman, — sich vor dem Schreiben niemals einen Plan entworfen habe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das will so viel sagen, als er habe ein Buch auf gut Glück angefangen, indem er sich selbst eine seltsame Geschichte erzählte, von der er weder den Anfang, noch die Uebergänge, noch die Lösung wußte, wobei er aber kraft seiner zauberischen Einbildungskraft die handelnden Personen so verwendete, daß sie sich in dem wirrsten Labyrinthe einer unendlich verwickelten Intrigue nie verirrten, sondern aus allen Lagen, in die er sie versetzte, gesund und heil hervorgingen.

Wir gestehen, daß uns die „Memoiren des Teufels", wenn sie auf diese Weise verfaßt worden sind, als ein Werk erscheinen, das in anderer Art eben so erstaunenswerth ist, wie die Pyramiden Egyptens; sie sind das letzte Wort menschlicher Einbildungskraft, eben so fruchtbar und schöpferisch wie jene unsichtbare Macht, welche die Geschicke der Welt leitet.

Was auch der Grund dieses Gerüchtes in Betreff der Arbeit des großen, zu früh verstorbenen Mannes sein mochte, Ernest kannte diese mehr oder weniger gegründete Behauptung, schenkte ihr seinen vollen Glauben, und wollte sich wenigstens in dieser Hinsicht gleichstellen mit dem Verfasser der „Generalbeichte" und der „Acht Tage im Schlosse".

Er bildete sich ein, immer auf gut Glück arbeiten zu können, ohne je zu wissen, weder wo er ankommen wolle, noch wohin er zu gehen habe, um an sein Ziel zu gelangen.

Demzufolge ergriff er, wie Tags vorher, die Feder, und fing zu schreiben an, wie folgt:

„Es war in einer schönen Nacht des Monats Julius.

„Es war schon fast zwei Uhr Morgens.

„Der helle Mond und die Gaslichter ergossen über die Boulevards von Paris ihre sanften, weißlichen Strahlen, so daß man die Gegenstände eben so gut wie bei hellem Tage unterscheiden konnte.

„Das Boulevard-des-Italiens war beinahe verödet.

„Tortoni und das Café-de-Paris schlossen die Thüren.

„Durch die Fensterscheiben einzelner Cabinete des Hauses Dorée sah man frohbewegte Gestalten hin- und herwandeln.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Verspätete Spaziergänger glitten indeß mit den Sohlen ihrer Glanzstiefel auf dem Asphaltpflaster dahin.

„Während diese Nachtschwärmer ihre Panatellas rauchten und ihren Schnurrbart strichen, sprachen sie von Politik, von Liebesintriguen oder von Börsegeschäften.

„Eine geringe Anzahl Wagen rollte des Weges dahin mit doppelten Laternen, doch wurden ihrer mit jedem Augenblick weniger.

„Drei Personen, welche diesen Raum zwischen der Lafitte- und der Helder-Straße gar nicht verlassen hatten, zogen die besondere Aufmerksamkeit auf sich.

„Es waren drei Männer. Einer von ihnen hatte ein seltsames Aussehen und eine höchst bizarre Haltung. Er war sehr groß und bejahrt. Seine grauen Haare, zerrüttet und mit weißen Büscheln gemengt, drangen unter einer alten Kappe hervor. Seine Schultern krümmten sich. Er trug einen alten Ueberrock von unbestimmbarer Farbe, voll Löcher und besetzt mit den buntfarbigsten Lappen. Dieser Rock war bis an den Hals zugeknöpft — vielleicht weil der Mann kein Hemd auf dem Leibe hatte. Eine Hose, der großen Hitze ungeachtet von dickem, grobem Tuche, unten gezackt und ausgefranst, von Bindfäden statt von einem Hosenträger gehalten, vollendete die Toilette des Individuums, dazu kamen noch alte Stiefel, deren Sohlen schon mehr ausgetretten waren, als der Fußboden des „Théâtre Gymnase". Sein Gesicht paßte recht gut zu der Gemeinheit und Verkommenheit seines Anzuges. Dieses schmutzige, verwelkte, fahle, durchfurchte und ekelhafte Antlitz trug die schmählichen Spuren aller unreinen Leidenschaften — die unvertilgbaren Brandmale des Lasters und der Völlerei. Er grinste unter kupfrigen Backen hervor. Die Farben gingen von Roth in Blau über. Jede Runzel barg in sich eine viehische Lust — jedes Mal war ein garstiger Brandfleck der Sünde. Die unter rothen, garstigen Lidern versteckten Augen drückten Feigheit, Arglist und Zweideutigkeit aus. Die welken, farblosen Lippen hingen herab. Die Zähne fehlten fast alle. Dieser häßliche Mensch schleppte auf dem Asphalt ein schweres Rohr

klappernd nach sich, das er mittelst einer geflochtenen Lederschnur in der Hand hielt. Er rauchte aus einer kurzen, schwarzen und schmutzigen Pfeife, aus der bei jedem Zuge ein abscheulicher Satzgeruch mitdampfte. Er ging ganz allein, an der Mauer streifend, bald etwas schneller, bald wieder übermäßig langsam. Das machte sich wunderlich. In diesem Momente hätte ein mit den Bagno's vertrauter Beobachter bemerkt, daß der eben beschriebene Unbekannte das Bein nach sich zog wie Galeerensklaven, welche durch das Nachschleppen der Kugel ein Nervenzucken bekommen, das sich niemals ganz verliert.

„Die zwei anderen Personen, welche uns beschäftigen, waren zwei junge Leute, die dem Anschein nach wo nicht der aristokratischen, doch sicher der reichen Classe der Gesellschaft angehörten. Der Eine war etwas älter als der Andere. Der Erste konnte dreißig Jahre zählen. Der Zweite hatte kaum mehr als vierundzwanzig. Der Erste war sehr groß, braun und stark gebaut. Der Zweite klein, blond, schmächtig und fast gebrechlich.

„Die Toilette Beider berührte die Grenze der höchsten Eleganz. Ihre schwarzen Ueberröcke fielen höchst geschmackvoll über die weißen Beinkleider vom schönsten Schnitte. Der große junge Mann nannte sich Victor de Miromesnil. Der kleine blonde Mann Heinrich von Verneuil. Beide plauderten sehr lebhaft miteinander.

„Also, Victor," sagte Herr von Verneuil, „Sie sind nicht meiner Ansicht?"

„Aufrichtig gesagt: nein!"

„Sie meinen, ich habe Unrecht?"

„Hundertmal, ja!"

„Und warum?"

„Weil es närrisch wäre, sich wegen einer solchen Kleinigkeit zu schlagen."

„Kleinigkeit . . . haben Sie gesagt?"

„Und ich wiederhole es."

„Sie denken nicht so."

„Im Gegentheil, gerade so denke ich."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die Unbild ist tödtlich!"

„Sie existirt gar nicht."

„Was! verrathen . . . betrogen . . . ist das nichts?"

„Verrathen . . . betrogen . . . von wem? . . . ich bitte."

„Von jenem Elenden, von diesem Herrn Sainte-Aldegonde!"

„Nicht doch!"

„Wie?"

„Auf welche Weise sollte er Sie betrogen haben? . . . er hat Sie nicht einmal gekannt . . ."

„Allerdings, aber sie . . .?"

„O, sie . . . das ist etwas Anderes . . . von ihrer Seite war es in der That Verrätherei."

„Sie geben das zu?"

„Vollkommen."

„Nun?"

„Nun, an ihr müssen Sie sich rächen, weil Sie von ihr beleidigt worden sind."

„Sie wissen aber, mein Lieber, daß man sich an einer Frau nicht rächt."

„Einverstanden."

„Ich will mich also an ihren Mitschuldigen halten."

„Ihr Mitschuldiger ist unschuldig wie ein neugebornes Kind; das wiederhole ich Ihnen schon zwanzigmal. Sie wollen es aber nicht einsehen, übrigens habe ich einen anderen Beweggrund."

„Welchen?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Warum?"

„Es ist ein Geheimniß."

„Ein Geheimniß, welches Bezug hat auf das, was vorgeht?"

„Ja."

„Ein Geheimniß, welches Rodogune, Herrn von Sainte-Aldegonde — oder mich betrifft?"

„Alle Drei."

„Und Sie wollen es mir nicht sagen?"

„Ich darf es nicht."

„Nun denn!" rief plötzlich eine rauhe Stimme, welche auf einmal den Dialog unterbrach, „nun, ich will das schon machen."

„Die zwei Männer wandten sich um mit einem leicht begreiflichen Erstaunen. Hinter ihnen erschien der furchtbare Alte in Lumpen, den wir oben geschildert und der es seit einiger Zeit unterlassen hatte, an der Mauer hinzustreifen, um sich den jungen Leuten zu nähern und ihnen ein paar Schritte entfernt nachzuschleichen. Er richtete sich auf und stand unbeweglich. Mit der linken Hand gab er seinem ungeheuren Rohrstock die Haltung einer gezückten Flinte. Mit der rechten Hand fuhr er an seine schmutzige Büttelkappe, als ob er militärisch grüßte. Um seine hängende Lippe zog sich ein verschmitztes Lächeln, er hauchte einen abscheulichen Geruch aus, ein Gemenge von Bier, Branntwein und Tabak.

„Habt Ihr mir etwas zu sagen, Herr?" fragte Heinrich von Verneuil und stellte sich schroff vor den Unberufenen.

„Ja, Bürger! Ihnen."

„Kennt Ihr mich?"

„Vollkommen."

„Nun, so redet, schnell!"

Ernest hielt im Schreiben inne. Er hatte tüchtig gearbeitet, Tropfen Schweißes perlten aus den Haaren über seine Stirne und bewiesen, wie er sich angestrengt. Er überlas wieder, wie gestern, das, was er geschrieben. Allein heute zeigte sich in seinem Gesichte ganz und gar kein Ausdruck von Zufriedenheit mit sich selber. Im Gegentheile war es sichtlich von den hellsten Strahlen der Bewunderung und des Enthusiasmus erleuchtet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VI.

Die Gelehrten-Tölpel.

Es ist beinahe unmöglich, daß ein sehr junger Mann, dem alle Lebenserfahrung fehlt, einen guten Roman macht. Mit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahren sah man die Welt nur in Büchern und durch das Prisma von Illusionen. Man hatte nicht die Zeit, das menschliche Herz zu analysiren, weder bei sich noch bei Anderen. Man konnte auf das Studium der Charaktere und der Sitten nicht die geduldige Aufmerksamkeit des Naturforschers richten, der die Insecten, die Schmetterlinge oder Raupen sorgsam untersucht. Man hat viel gelesen, aber noch nichts, oder fast nichts gesehen, auch hält man gerne die Erinnerungen für Schöpfungen. Man glaubt zu erfinden, und man erinnert sich.

Indeß schließt die große Jugend das Talent nicht aus und man kann in dem Werke eines sehr jungen Mannes oft die herrlichsten Schönheiten der Stylistik finden. Allein dieses Werk wird, neunundneunzigmal gegen hundert, nichts als glänzende Anlagen, glückliche Keime enthalten, welche erst die Zukunft entwickeln wird.

Will man ein treffendes Beispiel? Seht „Bug-Jargal" und „Han von Island!"

Unstreitig finden sich in diesen zwei Büchern ungewöhnliche Geistesfähigkeiten, aber welch' ein Riesenschritt ist von da bis zu „Notre-Dame de Paris!" Victor Hugo, gerade damals erhaben in den Oden und Balladen, war wohl ein Geniekind, jedoch die zwei angeführten Romane enthalten zwar glanzvolle Beschreibungen, herrliche Scenen und Abenteuer, sind aber darum noch ganz und gar nicht Romane.

Gewiß, wenn der Dichter der „Orientales" mit achtzehn Jahren ein Buch geschrieben hätte, wie Vater Goriot oder Eugenie Grandet, er wäre unter sich selber stehen geblieben.

Es lassen sich viele junge Leute, denen nicht bloß Genie, sondern auch Talent fehlt, nicht abhalten, mit ihrem ersten Schritte

schon sich blindlings in vorgebliche Sittengemälde und sogenannte Charakterstudien zu stürzen.

Was ist davon das Resultat? Mißgestaltete Werke, welche schon sehr oft im Portefeuille sterben, ohne gelebt zu haben, und welche, wenn für sie zufällig der große Tag der Oeffentlichkeit angebrochen ist, unbekannt wieder verlöschen, als wären sie gar nicht geboren worden. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß alle jenen jungen Geister, welche nur allzu ehrgeizig nach Dichterruhm streben, fast ohne Ausnahme ihre Erstlingswerke in einer ganz gleichförmigen Mühle mahlen, obschon sie sich sehr viel auf ihre vermeintliche Originalität zu Gute thun.

Wenn man diese in weiches Glanzpapier gebundenen und mit verschiedenen Namen bezeichneten Octavbände zur Hand nimmt und untersucht, so glaubt man eine Sammlung von Kuchen zu sehen, die aus derselben savoyardischen Kuchenbäckerei hervorgegangen sind.

Es ist darin fast Alles identisch bis auf die Eingangsformeln, welche unveränderlich dieselben sind, und wovon wir einige anführen wollen:

„An einem schönen Morgen des Monats Juni wandelte eine junge Frau mit edlen, vornehmen Zügen, auf das Eleganteste gekleidet, mit einem Buche in der Hand durch eine Allee ihres Parkes . . ."

Oder: „Die Schloßuhr verkündete eben die dritte Nachmittagsstunde, zwei Männer zu Pferde sprengten längs der Baumreihe, welche zum Gitter des Parkes führt . . ."

Oder: „In einer schönen Juniusnacht, es war beiläufig zwei Uhr des Morgens . . ."

Oder: „Im Jahre des Heils 18 . . den 13. October, um drei Uhr Nachmittags, rollte eine Postkutsche, von vier kräftigen Pferden gezogen, raschen Laufes auf der Heerstraße, welche nach Orleans-à-Blois führt" 2c.

Viele junge Schriftsteller verwerfen mit Unwillen und Verachtung diese Art Einleitungen, die ihnen zu gemein scheinen, und beginnen ihren Gegenstand auf eine mehr vornehme Weise, wie z. B.:

„Ah! pardieu! mein Lieber! weil uns der Zufall eben zusammenführt, muß ich Dir ein originelles Abenteuer erzählen . . ."

„Wobei Du der Held bist?"

„Gewiß."

„Was ist denn geschehen?"

„Gestern Abends, im Ball der Oper . . ."

„Der erste dieser zwei Männer, die sich unterredeten, war ein großer junger Mann" 2c.

Oder ferner:

„O, Madame! lassen Sie mich auf den Knieen sagen und betheuern, daß ich Sie liebe! . . . Lassen Sie Ihre schneeweißen Hände mit meinen Feuerküssen bedecken . . . Lassen Sie in Ihre Augen meine trunkenen Blicke versenken. Lassen Sie mich sagen, daß bei Ihnen meine Freude, mein Leben, meine Liebe, meine Glückseligkeit ist!"

„In einem stillen Kämmerlein der Chaussée d'Antin kniete ein junger, schöner Mann vor einer jungen, reizenden Frau und murmelte mit leiser, tiefbewegter Stimme diese glühenden Worte." —

Aus diesen Beispielen ersieht man, daß unser junger Freund Ernest Pichat de la Chevalière behutsam auf betretenem Wege blieb, und keine gefährlichen Neuerungen auf kühnen Bahnen wagte.

Es fehlte ihm nicht an Kühnheit, das erste Capitel seiner „Nächte des Boulevard Italien" ist davon der Beweis.

Wir zweifeln sehr, daß es einem geschickten, im Handwerk ergrauten Romantiker gelungen wäre, sich mit Ehren aus den Schwierigkeiten zu ziehen, welche sich Ernest gleich in den ersten Seiten geschaffen hatte. Was war denn jenes Geheimniß, welches Herr von Miromesnil dem Herrn von Verneuil zu sagen sich weigerte, und das doch den Zweikampf dieses Letzteren mit Herrn von Sainte-Aldegonde verhindern konnte und sollte?

Ernest wußte von vorneherein nichts.

Worauf beruht und wie rechtfertigt er jene plötzliche Dazwischenkunft des zerlumpten Alten aus Anlaß jenes Geheimnisses?

Ernest dachte darüber nicht nach.

Aber das beunruhigte ihn kaum. „Ich werde das Alles finden," sprach er bei sich, „morgen, wenn ich mein zweites Capitel schreibe . . ."

Der folgende Tag kam.

Ernest setzte sich voll Selbstvertrauen an seinen Schreibtisch, ie er es gestern und vorgestern gethan. Allein diesmal sollte etwas schaffen, irgend eine Combination erfinden.

Ernest sah sich ganz außer Stande. Sein Geist fand keine Idee. Nicht ein Wort floß aus seiner Feder.

Der junge Mann gab nicht sich selber Schuld, sondern dem Gegenstande, welchen er gewählt. „Das ist ein dürres, undankbares Sujet," sagte er, „es ist unfruchtbar."

Kurz, das erste Capitel der nächtlichen Sittengemälde diente Blatt für Blatt zu nichts Anderem, als die Cigarren des künftigen Romanschreibers anzuzünden.

Ernest hatte indeß allzuviel natürlichen Starrsinn und eine zu hohe Meinung von sich selbst, als daß er muthlos wurde und an seine Ohnmacht glaubte. Er blieb beharrlich.

Binnen vierzehn Tagen fing er ein halbes Dutzend Romane an, welche alle am Schlusse des ersten Capitels stecken blieben.

1. „Die Armbänder der Marquise."
2. „Die Liebe einer Frau von Welt."
3. „Die Damen der Oper."

In Betreff dieses letzteren Titels bemerken wir im Vorbeigehen, daß Ernest nie in seinem Leben einen Fuß hinter die Coulissen der königlichen Akademie der Musik gesetzt und gar nichts von den verschleierten Geheimnissen gewußt hat. — Aber bah!

4. „Das Lateinerviertel oder die Studentenwirthschaft."
5. „Die Memoiren einer kleinen Kutsche."

Dieses Buch, eine moderne Reminiscenz des „Sopha" von Crebillon dem Jüngern, gedieh ausnahmsweise bis zum vierten Capitel. Die Phantasie des Verfassers überbäumte sich und die „kleine Kutsche" konnte nicht mehr weiter fahren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

6. Endlich: „Wie die Frauen von Paris sterben!"

Ach! es starben die Frauen und auch der Roman, noch ehe das sechste Blatt zu Ende geschrieben war.

Ernest konnte das nicht begreifen. Er las abermals an sechzig Bände der zuletzt erschienenen Romane der Herren Cadot, Baudry und Potter. Er gestand sich selber, daß diese Geistesproducte ganz sinnlos seien und daß er trostlos wäre, wenn er solch' mittelmäßiges Zeug hervorbrächte.

„Mein Geist," sprach er bei sich, „sträubt sich offenbar, solche Plattheiten zu erfinden . . . Warten wir ein wenig . . . die Begeisterung wird kommen."

Ernest wartete wirklich, allein es kam nichts.

„Warten wir noch," dachte der junge Mann, „jetzt ist eben der Himmel umdüstert; allein hinter den Wolken ist der Stern verborgen, und früher oder später wird er strahlen."

* * *

Als eines Morgens Ernest mit den zwei Ellnbogen auf das Geländer des Balcons gestützt und Cigarren rauchend zerstreut auf die Vorübergehenden hinabblickte, schien er einiger Strahlen des ersehnten Sternes gewärtig zu sein.

Trotzdem bemerkte er doch ein ihm bekanntes Gesicht. Es war das eines Studenten der Medicin, seines Landsmannes, mit dem er ziemlich befreundet war, den er aber lange nicht gesehen hatte.

Dieser junge Mann, Paul Lascours mit Namen, ging vorüber, ohne den Kopf zu erheben.

„He!" rief Ernest, „he, Paul!"

Der Student sah sich um, woher dieser Ruf komme, und gab Ernest ein freundliches Zeichen. Mit einem raschen Winke forderte ihn Ernest auf, zu ihm herauf zu kommen.

Paul Lascours schüttelte den Kopf, er schien sich eine Secunde lang zu bedenken, dann entschied er sich und verschwand unter dem Bogengewölbe des Hausthores.

Eine Weile darnach trat er in das Zimmer von Ernest.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Letztere bemerkte auf den ersten Blick, daß der Anzug seines Freundes unendlich sorgfältiger, sein Gesicht aber viel bläßer war, seit er ihn zum letzten Male gesehen. Er schien es sehr eilig zu haben, aber diese Dringlichkeit paßte gar nicht zu seinem sonst so fröhlichen Charakter. Die beiden jungen Männer wechselten einen Händedruck.

„Wie Du stolz vorübergingst!" sagte Ernest.

„Entschuldige mich . . . ich war zerstreut . . . ich dachte nicht mehr daran, daß Du in diesem Hôtel wohnest."

„Warum aber hast Du gezaudert, als ich Dir winkte herauf zu kommen?"

„Weil ich nur eine Secunde Zeit für Dich habe . . . höchstens . . ."

„Du bist also sehr bedrängt?"

„Ja."

„Das ist indeß doch nicht die Stunde, medicinische Vorlesungen zu hören."

Paul machte eine bedeutungsvolle Geberde. Er wollte damit sagen: „Ich kümmere mich wenig um die Medicin und um die Schule."

„Wohin wolltest Du gehen?" fragte Ernest.

„In die Straße la Bruyère," antwortete Paul.

VII.

Eine Leidenschaft.

„In die Straße la Bruyère," wiederholte Ernest, „dieses Stadtviertel ist bezeichnend."

„Weßhalb?"

„Du gehst zu einer Frau."

„Das ist wahr."

„Deine Geliebte?"

„Noch nicht."

„Eine Laune?"

„Nein, mein Lieber! eine Leidenschaft."

„Das ist wunderlich, ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich verlieben könntest."

„Warum denn?"

„Nun, ich meine das."

„Wohl, ich verstehe diese Meinung, denn ich theilte sie... aber was da vorgeht, ist ganz und gar ein Roman."

„Ein Roman!" rief Ernest, der bei diesem Worte aufhorchte, wie ein Schlachtroß wiehert beim Schall der Trompete.

„Ja, ein Roman."

„O, so erzähle mir."

„Die Zeit, ach leider! meine Zeit . . ."

„Mit wenigen Worten."

„Unmöglich."

„Fünf Minuten . . ."

„Nicht einmal fünf Secunden . . . ich muß fort."

„Wann seh' ich Dich wieder?"

„Das weiß ich nicht . . . wann Du willst."

„Aber wo?"

„Hm, so sag!"

„Bei Dir?"

„Ich bin nie zu Hause."

„Hier?"

„Das ist zu weit."

„Wie, zu weit? — Du wohnst ja in der Altcomödienstraße, zwei Schritte von hier."

„Das heißt, man glaubt, daß ich dort wohne . . . für meine Familie . . . aber ich nahm mein Absteigquartier in der Vorstadt Montmartre."

„Ich begreife, Du bist nicht auffindbar."

„So beiläufig . . . aber sage, was thust Du diesen Abend?"

„Nichts."

„Wo speisest Du?"

„Das weiß ich nicht."

„Ist es Dir ungelegen, über die Brücken zu gehen?"

„Ganz und gar nicht."

„Finde Dich also um sechs Uhr weniger fünf Minuten im Zugang des Opernhauses ein, Galerie d'Horloge."

„Wirst Du hinkommen?"

„Ja, und wir werden zusammen speisen. — Ist's so recht?"

„Vollkommen.

„Nun gut, auf Wiedersehen!"

Paul flog fort und Ernest, der sich wieder auf den Balcon begab, sah ihn in eine Miethkutsche springen, ohne Zweifel, um die verlorene Zeit wieder zu gewinnen.

„Ja," dachte der junge Mann, der allein zurückgeblieben war, „das ist Liebe, das ist eine Leidenschaft! Ich will endlich dem Leben den Puls fühlen und die Natur daguerreotypiren! — Das ist es, was ich bedarf! — Wie werde ich meinen Roman betiteln?"

* * *

Um sechs Uhr weniger fünf Minuten trat Ernest in die Galerie d'Horloge. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als er fühlte, daß ein Arm unter den seinigen griff. Dieser Arm gehörte Paul.

„Du siehst," sagte Ernest, „daß ich mich nicht verspätet habe."

„Gut, gehen wir zum Schmause."

„Wohin?"

„Zu Vachette. — Dort ist's nicht allzu theuer, die Küche gut, und ich möchte, daß Du einen alten Wein von Tavel kostetest, der in ganz Paris nicht seinesgleichen hat."

„Gehen wir."

Auf dem Wege führte Paul seinen Freund in ein Kaffeehaus.

„Nehmen wir Absinth," sagte er.

„Wir gehen aber ohnedies augenblicklich zu Tische."

„Gleichviel. Nimm Du nichts, wenn Du nicht willst, ich bin es gewohnt."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Seit kurzer Zeit erst, denn einst, ich erinnere mich, pflegtest Du das nicht zu thun."

Paul gab keine Antwort. Er berief den Aufwärter und ließ sich in einen Schoppen Bier drei kleine Gläser Absinth schütten. Ernest blickte ihn mit Erstaunen an.

„Du willst das trinken?" rief er, als er sah, daß sein Gefährte mit der größten Kaltblütigkeit Tropfen für Tropfen die Mischung von Wasser und Liqueur machte, die anfangs grünlich und durchsichtig war, aber schnell milchweiß und dunkel wurde.

„Allerdings."

„Du wirst Dich tödten."

„Ei geh' doch!"

„Nun, wenn Du das trinkst, wirst Du berauscht sein und unter den Tisch fallen."

„Du wirst es nicht einmal merken, daß ich getrunken habe. Ich verzehre täglich eben so viel, und manchmal mehr. — Der Absinth ersetzt mir das Opium und Haschisch. Er ist ein herrlicher Trank, ein beseligendes Gift, das vielleicht tödtet (das ist Nebensache!), aber betäubt und frohsinnig macht."

Unter diesen Worten trank Paul in kleinen Zügen den Inhalt seines Glases.

„Er betäubt, macht frohsinnig!" wiederholte Ernest; „ha, hast Du denn nöthig, Dich zu betäuben?"

„Ja," antwortete Paul mit dumpfer Stimme.

„Du bist also traurig?"

„Ja."

„Aber warum?"

„Ah, warum?" rief Paul so laut, daß sich alle Kaffeetrinker umwandten, „weil ich, wie der König Nabuchodonosoros, in ein Vieh verwandelt bin! . . . weil ich, wie die Gefährten des Ulysses auf Circe's Insel, in ein Schwein metamorphosirt bin."

„Du?"

„Nun ja, ich . . . ich selber! bei allen Teufeln!"

Der Absinth fing an, auf Paul's Gehirn seine Wirkung

zu thun, es bemächtigte sich seiner offenbar eine gewisse Exaltirtheit.

„Höre," sprach er zu Ernest, „sieh, was der Haschisch wirkt, sieh, wie ich frohsinnig bin! erweise mir einen Dienst."

„Welchen?"

„Störe nicht diesen Zustand der Seligkeit, rede weder von mir noch von Etwas, das mich angeht. — Plaudern wir von meinen Angelegenheiten nach Tische, wenn Du willst, denken wir jetzt aber nur an Essen und Trinken."

„Ich will thun, was Du wünschest," entgegnete Ernest.

„Das ist recht, das nenne ich sprechen! — Du bist mein Freund, mein wahrer Freund."

Paul und Ernest verließen das Kaffeehaus und gingen zum Restaurateur Vachette an der Ecke der Vorstadt Montmartre und des Boulevard. Auf dem Wege dahin hatte Paul viel und sehr laut gesprochen. Er war offenbar mehr betrunken, als er sich's selber eingestehen wollte; doch verlor er darum nichts von seinem Verstande und hellem Geiste. Die Trunkenheit offenbarte sich bei ihm nur durch eine äußerste Ueberreizung des Nervensystemes.

„Ein Cabinet," sprach er zu dem Aufwärter, der ihn auf dem Vorplatz des ersten Stockwerkes empfing.

„Erwarten die Herren Niemand?"

„Nein; zwei Couverte."

„Wünschen die Herren ein Cabinet auf dem Boulevard?"

„Ja!"

„Gut, Nr. 5."

Die jungen Männer traten in das bezeichnete Cabinet. Paul bestellte die Speisen, dann stützte er die Ellnbogen auf den Tisch und den Kopf auf beide Hände, bis der Aufwärter zurückkehrte.

Obwohl Paul die heiteren Wirkungen seines Lieblingstrankes gegen Ernest hoch gerühmt hatte, schien er doch trauriger und düsterer zu sein, als es ein zum Tode Verurtheilter am Vorabende seiner Hinrichtung ist. Als er indeß zu essen anfing, zeigte er sich etwas lebendiger. Er aß sehr wenig, trank

aber viel. Er leerte ohne Unterlaß sein mit Wein von Tavel gefülltes und perlendes Glas. — Dieser Wein steigt vielleicht mehr zu Kopfe als ein anderer.

Ernest hatte Paul Lascours stets als einen sehr nüchternen Jungen gekannt, darum erstaunte und erschrak er beinahe über dessen Unmäßigkeit. Allein weit entfernt, daß sich Paul's halbe Trunkenheit vermehrt hätte, schien sie im Gegentheil abzunehmen.

„Sprechen wir von Dir," sagte er auf einmal zu Ernest, der ihn neugierig beobachtete. „Was thust Du jetzt? Büffelst Du in Deinen Rechtsbüchern? Denkst Du an Deine Examina vom zweiten Jahrgang?"

„Meiner Treu! nein, ich denke an etwas ganz Anderes."

„An was?"

„Ich mache literarische Arbeiten."

„Du schreibst?"

„Ja."

„Romane?"

„Ja."

„Wo gibst Du sie heraus?"

„Nun, jetzt noch nirgends. Ich habe das Buch, womit ich mich beschäftige, noch nicht vollendet. — Sobald das geschehen ist, werde ich sogleich an die Herausgabe denken."

„Wolltest Du es in Feuilletons erscheinen lassen, könnte ich Dir dienlich sein."

„Wie das?"

„Ich kenne mehrere Journalisten, welche Dir auf meine Empfehlung Vorschub leisten werden."

„Meiner Treu! Du erweisest mir da eine große Gefälligkeit und ich werde Dir unendlichen Dank wissen."

„Rechne darauf mit Bestimmtheit."

„Dank im voraus."

„Arbeitest Du viel?"

„Ja wohl, ich schreibe täglich ein Capitel, und habe berechnet, daß für einen Band fünfzehn Capitel nöthig sind.

Paul füllte wieder sein Glas und jenes von Ernest.

„Thue mir Bescheid, großer Mann!“ sagte er, „ich trinke auf Dein künftiges Glück.“

Ernest konnte diesen Toast nicht abweisen. Er trank. Dann erhob er sein Glas abermals und fügte hinzu:

„Und ich trinke auf Deinen Liebeshandel!“

VIII.

Susanne.

Als Paul diesen Toast hörte, ließ er sein Glas fallen, das eben seine Lippen berühren sollte. Das Glas zerbrach. In demselben Augenblick schlug Paul mit der Hand so heftig auf den Tisch, daß Ernest erschreckt von seinem elastischen Divan aufsprang.

„Nun?“ rief er, „was ist's denn? — welche Mücke sticht Dich?“

Paul gab keine Antwort. Er lehnte sich an die Rückkissen des Divans, warf den Kopf zurück, und schien mit genauer Aufmerksamkeit die gemeinen Zierathen des Gesimses zu prüfen.

Ernest blickte ihn an und fragte sich selber, ob derselbe entweder ganz verrückt oder ganz berauscht sei.

Es war aber weder die eine noch die andere Vermuthung zulässig, denn in diesem Momente war der Gesichtsausdruck des jungen Mannes weder Wahnsinn noch Trunkenheit.

Paul war etwas älter als Ernest, er zählte ungefähr vierundzwanzig Jahre. Sein Wuchs war von mehr als mittlerer Größe, und seine ganze Gestalt war einnehmend mit dem richtigsten Verhältniß aller Theile. Sein Antlitz entsprach dem Ganzen. Seine regelmäßigen, ausdrucksvollen und schönen Gesichtszüge umfing ein dichter, sehr dunkler Bart, den er lang wachsen ließ. Dieser Bart hob die Bläße seiner Wangen noch mehr hervor. Seine großen Augen, hell wie die eines Kindes, hatten einen ungewöhnlichen, fast fieberhaften Glanz.

Paul's Vater war erster Arzt in Poitiers, und hatte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur einen einzigen Sohn. Natürlich wünschte er seinem Sohne nicht bloß sein ansehnliches Vermögen, sondern wo möglich auch sein Talent und seine Kundschaften zu hinterlassen.

Demzufolge schickte er ihn nach Paris in die vortrefflichste mediciniſche Schule, auf das Beste ausgestattet, und mit einer mehr als hinreichenden Pension bedacht; auch gab er ihm sehr viele Empfehlungsbriefe an alle seine Freunde mit, von denen mehrere in der Arzneikunde den glänzendsten Ruf hatten. Paul hatte einen hellen, thätigen und durchdringenden Verstand, eine biedere Seele, ein rechtliches Herz. Nur eine Schwachheit klebte seinem Charakter an, er hatte einen zu großen Hang zum Enthusiasmus.

Die sichtliche Zerstreuung, in welche der junge Mann versenkt war, während er zur Zimmerdecke emporstarrte, dauerte nur einige Secunden. Nach Verlauf derselben nahm Paul wieder seine gewöhnliche Haltung an und blickte mit Lächeln auf Ernest.

„Ich kam Dir ein bischen verrückt vor, nicht wahr?“ fragte er seinen Freund.

„Wetter! gerade nicht verrückt, aber . . .“

„Aber faselnd,“ vollendete Paul lächelnd.

„Ich finde Dich in der That ziemlich seltsam, und Du erweiſest mir einen Gefallen, wenn Du mir erklärst, was in Deinem Geiste vorgeht.“

Paul wühlte in einer seiner Westentaschen. Er zog zwei Objecte hervor, die er auf den Tisch legte: das eine war ein ganz kleines, rundes Büchschen von Rosenholz mit einem Deckel, der in Schrauben ging; das andere ein mikroskopisches Fläschchen, mit einem blauen, dicken Papier verschlossen.

„Weißt Du was das ist?“ fragte Paul.

„Meiner Treu, nein.“

„Rathe.“

„Wie soll ich rathen?“

Paul schraubte den Deckel des Büchschens auf. Es war mit einem kaum sichtbaren Pulver angefüllt.

„Dieses hier,“ versetzte der junge Arzt, „ist Morphin-

Acetat, und in diesem," fuhr er, auf das Fläschchen zeigend, fort, „befindet sich preußisches Acid, zwei der schärfsten Gifte, die man in der Chemie kennt."

Ernest machte eine Bewegung des Schreckens.

„Verstecke sogleich diese abscheulichen Stoffe!" rief er, „es ist mir, als wäre dieses Cabinet bereits von giftigen Dünsten erfüllt! Es brennt mich schon wie Feuer in der Magenhöhle, und ich weiß nicht, ob ich mein Mittagmahl verdauen werde."

„Soll ich Dir sagen, welcher schönste Glücksfall mir in diesem Augenblicke zu Theil werden könnte?" fragte Paul, während er langsam das Büchschen wieder zuschraubte.

„Ja."

„Nun denn! das wäre: auf diesen Löffel voll russischen Caviar etwas von diesem Pulverchen zu streuen, oder in dieses Glas Wein einen Tropfen aus diesem Fläschchen zu schütten."

„Ha doch!" fragte Ernest mehr und mehr betäubt, „willst Du Comödie spielen, mein Lieber?"

„Ganz und gar nicht, ich spreche die reinste Wahrheit."

„Hast Du Lust zu sterben?"

„Sehr große Lust, und ich wiederhole Dir's, ich wäre glücklich, wenn ich den Muth hätte, dieser Laune nachzugeben."

„Aber warum denn . . .? die Sache ist ernsthaft, und Du mußt wohl einen sehr wichtigen Beweggrund haben . . .?"

„Warum?" unterbrach ihn Paul; „weil mir das größte Unglück begegnet, das je einen ledigen Mann von Herz und Verstand treffen kann . . . ich bin verliebt in eine Flattersinnige, ich lege in ihre Hände meine Vernunft, meine Würde, meinen Stolz, und würde sie auch meine Ehre verlangen, so stehe ich auf dem Punkte, sie ihr zu geben."

„Ha!" sagte Ernest lachend, „nichts als das? ich fürchtete, aufrichtig gestanden, daß die Sache viel ernster sei."

„Ernster? o, mein Lieber! ich sehe schon, daß Du mich nicht begreifst! Du bildest Dir ein, es handle sich um eine jener Leidenschaften, die in vierzehn Tagen kommen, leben und sterben; deren Prolog im Prado oder auf dem Ball Mabille

spielt, und wovon die schnelle Lösung sogleich im ganzen lateinischen Stadtviertel bekannt wird? Ja, wenn es so wäre, dann hätteſt Du Recht, doch es ist leider nicht so; ich liebe die Creatur, um die es sich handelt, wie ein Narr; ich liebe sie zum Sterben . . . noch mehr! ich liebe sie zum Heiraten, wenn sie es wollte; ich bete sie an und verachte sie zugleich; der Größe meiner Verachtung gleicht nur meine Liebe, und der Größe meiner Liebe nur mein Leiden. Denke Dir also, daß dieses Mädchen in dem Augenblicke, wo ich mit Dir rede, an der Seite eines anderen Mannes sitzt, vielleicht in seinen Armen liegt! Denke Dir, daß ich weiß, was sie gestern that, daß ich weiß, was sie morgen thun wird . . . denke, daß sie aller Welt angehört, nur nicht mir, und daß ich sie trotzdem liebe, ja, ich liebe sie!"

Er stieß diese letztern Worte wie einen Schrei der Verzweiflung so aus, daß Ernest, obwohl man diese Leidenschaft keineswegs für so ernst nehmen konnte, als es Paul machte, nicht umhin konnte, seinen Freund aufrichtig zu bedauern.

Viele Menschen von schwacher, empfindsamer Natur machen ihr Uebel dadurch noch gefährlicher, daß sie selbst dessen Größe und Ernst übertreiben. Paul Lascours versetzte sich durch seinen exaltirten Charakter in eine ähnliche Lage.

„Ich nährte eben den Gedanken," begann er wieder, „ich nährte den Gedanken, dieses Weib bei ihrem Hausthore zu erwarten und mit einem Pistolenschusse den Mann zu tödten, der mit ihr kommen wird. Siehst Du, mein Lieber, es ist nicht unmöglich, daß ich dieses Weibes wegen das Schaffot besteigen werde."

„Kenne ich sie?" fragte Ernest.

„Ob Du sie kennst? o sicher mußt Du sie kennen, denn wer kennte sie nicht! Du kannst sogar ihr Liebhaber gewesen sein, denn wer ist nicht ihr Liebhaber gewesen! — mich ausgenommen, der ich sie liebe."

„Wie heißt sie aber?"

„Susanne."

Als Paul diesen Namen aussprach, erforschte er den

Ausdruck der Physiognomie von Ernest. Er wäre in Verzweiflung gerathen, wenn er bemerkt hätte, daß sein Freund wirklich das besagte Mädchen kenne und mit ihr in traulicher Verbindung stehe. Aber Ernest schüttelte den Kopf. Er hatte nie von Susanne reden hören.

„Seit wann befindest Du Dich in dieser Lage und Stimmung?" fragte er Paul.

„Seit einem Monat."

„Und wie hat das angefangen?"

„Ich ersticke da, komm' in meine Wohnung, in jenes Erdgeschoß der Vorstadt Montmartre, von dem ich Dir gesagt habe, ich werde auf Deine Fragen Antwort geben."

„Warum thust Du es aber nicht sogleich?"

„Weil ich Dir zuvörderst und vor Allem das Portrait Susannens zeigen will."

„Ihr Portrait?"

„Oh, eine einfache photographische Probe, aber wunderbar ähnlich."

„Hat sie es Dir gegeben?"

„Nicht doch, ich habe es gekauft."

„Gekauft? . . . verkauft man denn das?"

„Ah! beim Satan! . . . es ist nichts so publik als das Portrait Susannens, nur Susanne selbst ist noch mehr publik," versetzte Paul mit Bitterkeit. — „Der Daguerreotypeur von Montmartre verkauft jeden Abdruck für zehn Francs und das bringt ihm ein hübsches Geld ein. Wer legt nicht gern zehn Francs aus für ein Souvenir? . . . und Susanne ist für alle Männer in Paris ein Souvenir! Komm, gehen wir."

Die beiden Freunde verließen mit einander das Kaffeehaus Vachette und begaben sich in die Vorstadt Montmartre.

Paul war wieder schweigsam geworden. Er stieß von Zeit zu Zeit eine Rauchwolke aus dem Munde, und man errieth aus seinem ganzen Wesen, daß er die Beute eines tiefen Grames sei. Endlich hielt er vor dem Hause an, das an der Passage Verdeau gelegen war. Ueber dem Bogenthore dieses Thores sah man das Wort: Bad.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Da ist es," sagte Paul, „treten wir ein."

Das Zimmer, welches der junge Mann sein Erdgeschoß nannte, lag im fünften Stockwerke, an der Stiege der ersten Zimmerreihe. Es ging auf die Gasse, und die Einrichtung war nur etwas besser, als die der Studentenzimmer im lateinischen Stadtviertel. Ein farbiges Papier bedeckte die Wände. Auf dem Fußboden lag ein einfacher Teppich mit lebhaften Farben. Die Einrichtung bestand in einem großen, rothen Divan, einem Bette mit weißen Vorhängen von Mousselin, einer Commode, zwei Lehnstühlen und einem ovalen Tische — Alles aus Acajouholz und mit Wolldamast bedeckt. Neben dem Kamin hing eine Wanduhr aus Palissanderholz, auf ersterem standen zwei hohe Leuchter.

Es war zwar, wie man sieht, in diesem Zimmer kein großer Luxus vorhanden, doch war Alles nett und reinlich.

IX.

Ein Abend in der Racine-Straße.

Ernest ließ sich auf den Divan nieder.

„Nun sind wir in Deiner Wohnung," sagte er, „ich höre."

„O, es eilt nicht," entgegnete Paul; „wir haben die ganze Nacht vor uns. Für's Erste machen wir Punsch."

„Was! wir kommen eben vom Tische, haben mehr getrunken, als vernünftig ist, und Du willst wieder trinken!"

„Ja, wieder und immerfort! das ist das Einzige in der Welt, was ein wirkliches und ernstliches Vergnügen macht. O, ich begreife recht gut die armen Teufel, die des Hungers sterben und die sich mit ihren wenigen verschimmelten Kreuzern in der Tasche lieber Branntwein anstatt Brot kaufen! Sie sind wahrhafte Philosophen! Ein Brot würde sie kaum ersättigen und sie im Anblick ihres schrecklichen Elends lassen. Das Feuerwasser hingegen, wie ihn die Wilden nennen, läßt sie Alles vergessen und macht sie für einige Stunden wenigstens reich und glücklich."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ernest fuhr fort, das Antlitz Paul's zu studiren. Dieses Gesicht drückte die vollkommenste Ueberzeugung aus. Der junge Mann sprach in seinem Wahne offenbar mit Bedacht und Ueberlegung.

„Wie ist das doch seltsam!" dachte Ernest; „welch' ein absonderlicher Typus! . . Das also vermag die Leidenschaft aus uns zu machen! . . . Ein Jüngling voll Herz und herrlichen Geistesanlagen bewundert die betrunkenen Taglöhner in Lumpen! . . . Es ist unglaublich!"

Es war wirklich nicht glaublich, es war sicher nicht wahrscheinlich; allein es war wahr!

Paul öffnete einen Verschlag, der in der Mauer angebracht war. Er nahm daraus eine Flasche Rum, Citronen, Zucker, Löffel, Gläser und einen weißen, sehr dicken Topf von Porzellan. Er that Zucker und Citronensaft in den Topf. Darüber goß er den Inhalt der Rumflasche und bald darauf stieg eine bläuliche Flamme mit lebhaftem Roth gemischt aus dem Krater des Topfes lustig empor.

Paul füllte zwei Gläser an, eines davon leerte er und sagte:

„Dieser Punsch ist gut!"

Dann setzte er sich Ernest gegenüber, brannte sich eine Cigarre an und fragte:

„Du willst wissen, wie ich dieses Mädchen kennen gelernt habe?"

„Ueber eine Stunde schon bitte ich Dich, es mir zu erzählen."

„Höre also . . . jedoch sage mir zuvor: kennst Du Edgar d'Anglebert?"

„Nein, wer ist das?"

„Ein Vicomte — aus Bordelais — Student der Rechte im ersten Jahre, seit drei oder vier Monaten in Paris. Er wohnt in der Racine-Straße. Sein Vater, ein alter Narr von einem Millionär, gibt ihm jeden Monat drei- oder viertausend Francs mit dem Vorgeben, daß sich junge Leute unterhalten müssen . . . Edgar hält sich buchstäblich an die väterlichen In-

tentionen und gibt Dejeuners, Soiréen und Soupers. Er macht sein Hôtel zu einem förmlichen Bacchanalienhaus, und wie Du leicht denken kannst, sind alle Mädchen vom lateinischen Stadtviertel in ihn vernarrt . . . Ich kannte ihn, ohne mich mit ihm zu befreunden, er lud mich paarmal ein, in seinem Hôtel Thee zu nehmen, allein ich ging niemals hin, weil ich wußte, daß man bei ihm einen höllischen Landsknecht spielt und ich das Spiel nicht liebe."

Paul hielt inne.

„Ich hörte nie reden von diesem Herrn d'Anglebert," sagte Ernest; „das ist aber nicht zu verwundern, denn da ich in diesem Jahre von meinen literarischen Arbeiten ganz und gar in Anspruch genommen, so sehe ich fast nie einen Studenten."

„O, daran liegt wenig . . . Edgar spielt dabei, wie Du sehen wirst, nur eine Nebenrolle . . . Eines Morgens hatte ich zwei oder drei Freunde bei mir. Der Thürsteher bringt mir einen kleinen Brief, den ich mir aufbewahrt habe . . . hier ist er."

Paul reichte mit diesen Worten Ernest einen Streifen Rosapapier, den er aus einer Lade des ovalen Tisches genommen hatte. Es war eine lithographirte Einladung. Ernest las die folgenden Zeilen:

„Der Vicomte Edgar d'Anglebert bittet Herrn Paul Lascours, ihm das Vergnügen zu machen, den Donnerstagabend des 17. Decembers bei ihm zubringen zu wollen. Es handelt sich um einen Garçonabend, was so viel heißt, als daß die Damen in der Majorität sein werden."

P. S. „Fräulein Susanne kommt präcise um zwölf ein Viertel Uhr."

Diese Einladungskarte war originell in ihrer Fassung. Am wunderlichsten war aber jedenfalls die Nachschrift.

Die Worte: „Fräulein Susanne kommt präcise um zwölf ein Viertel Uhr," ersetzten die gewöhnliche Formel: „Man wird tanzen . . . soupiren."

Das Wort Susanne war mit dicken großen Buchstaben lithographirt.

„Ich sagte Dir," fuhr Paul fort, „daß ein paar Freunde bei mir waren, als mir diese Einladung zukam. Ich zeigte ihnen das Billet lachend und sagte:

„Was ist das für eine Susanne, die da unten auf diesem Blatt Papier als Schildwache steht, wie Mademoiselle Rachel auf dem Anschlagzettel des Théâtre-Français . . ."

„Nun," antwortete mir Einer aus ihnen, „Susanne ist unstreitig eines der hübschesten Mädchen von Paris, wenn sie nicht die allerhübscheste ist."

„Wohnt sie im lateinischen Stadtviertel?"

„Geh' doch! . . . Susanne . . . einer der glänzendsten Sterne der schönen, galanten Welt . . . die intime Freundin der berühmten Camelia . . . sie wohnt auf der Anhöhe des Stadtviertels Breda . . . das ist so viel als die Straße La Bruyère . . . oder La Rochefoucault oder Navarin . . . kurz, sie ist die Cythere unter den Priesterinnen der Liebesgottheit."

„Ist dieser Edgar ihr Anbeter?"

„Das glaube ich nicht . . . wir werden es erfahren . . . Uebrigens ist er ein Junge von gutem Geschmack und würde sich wohl seiner Geliebten nicht bedienen, um der Einladung zu seiner Soirée Nachdruck zu geben."

„Wie kommt sie aber zu ihm?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie muß kein gewöhnlicher Köder für Studenten sein, wie mir dünkt."

„Susanne kommt nie in das lateinische Stadtviertel, sie ist da ein Phönix, eine rara avis . . . und ich wette, daß der Sprengel und Nebensprengel der Juristen und Mediciner am nächsten Donnerstag die Racine-Straße überfluten, daß man Gemeinheiten begehen wird, um eine Einladung zu bekommen. Ich rathe Edgar, ein Piquet Municipalgardisten am Thore aufzustellen . . . Sie werden sicher dort sein, Paul, weil Sie eingeladen worden sind."

„Ich weiß nicht, ob ich gehen werde."

„Wie?"

„Edgar hat mich schon zehnmal ersucht, zu ihm zu kommen, und ich habe es schon zehnmal nicht gethan."

„Ja, aber diese Zehnmal hat Edgar nicht Susanne bei sich gehabt."

„Gleichviel."

„Wie, gleichviel?"

„Allerdings, ich bin durchaus nicht neugierig, dieses Mädchen zu sehen."

„Vielleicht auf der Straße oder im Theater, aber dort bei einem Freunde können Sie sie in der Nähe sehen, mit ihr bequem sprechen, ihr selbst den Hof machen, wenn das Herz dazu drängt."

„Warum sollte ich ihr den Hof machen?"

„Warum? . . . Ah, meiner Treu! Sie sind allerliebst . . . es sollte gewiß nicht geschehen, um sie zu heiraten."

„Nein, ich werde bestimmt nicht hingehen."

„Sie thun unrecht . . . Sie wissen nicht, was Sie verlieren! . . ."

„Ha doch, dieses Weib ist also wirklich sehr schön?"

„Wäre sie bloß schön, so wäre das nichts . . . aber sie ist reizend! Stellen Sie sich einen übermächtigen Zauber, eine unwiderstehliche Verführung vor! . . . Augen einer christlichen Jungfrau, die vor dem Altar kniet, niedergeschlagene keusche Augen unter langen Wimpern, die sich auf einmal erheben, entflammen und Blicke in's Herz schleudern wie Blitze. Einen Mund wie der eines Engels von Correggio und das Lächeln der Venus Aphrodite! geistreich, heiter und beißend . . . herabgekommen wie Dubois, entsittlicht wie die Matrone einer Schenke . . . das ist Susanne . . . ein Dämon im Weiberrocke!"

Während Paul so redete, geberdete sich Ernest lebhaft auf dem Divan und schien ungemein ergriffen. Wir wissen bereits, daß der junge Mann Alles aus dem Gesichtspunkte seiner literarischen Manie anschaute.

„Ah," sprach er bei sich, „warum bin ich nicht Stenograph und kann sogleich Noten aufnehmen! . . . Wie gut käme mir das jetzt zu Statten! Welch' ein natürlicher und blumiger

Dialog! welche wirksame Schilderung! . . . Man glaubt diese Susanne zu sehen und Paul, dieser Stockfisch, malt, ohne daß er es weiß, ein Portrait mit Meisterhand! . . ."

Man sieht, daß Ernest nicht sehr schonend war. Damit man aber nicht glaube, Paul mit Recht eines schlechten Geschmackes beschuldigen zu dürfen, fügen wir hinzu, daß seine leidenschaftliche, nervöse, fieberhafte Aeußerung sehr zu viel Ernest's Illusion beigetragen und seiner sehr gemeinen, bisweilen trivialen Sprache ein besonderes Relief gegeben hatte.

Paul bemerkte ganz und gar nicht die Aufregung seines Gefährten, obgleich sie sehr sichtbar war. Er verschlang in kurzen Zügen drei oder vier Gläser Punsch, wischte sich den Schweiß ab, der ihm von der brennenden Stirne floß, und fuhr dann zu erzählen fort:

„Ich blieb allein. Ich war, bei meiner Ehre! fest entschlossen, zu Edgar d'Anglebert nicht hinzugehen. Nach der natürlichen Ordnung der Dinge sollte ich fünf Minuten nachher an etwas ganz Anderes denken und mich nicht mehr mit einem Weibe befassen, das ich gar nicht kannte und gar nicht kennen lernen wollte. Es mengt sich aber oft wider unseren Willen etwas Verhängnißvolles in unsere Angelegenheiten und der Teufel wollte diese Gelegenheit nicht verlieren, seine verfluchte Kralle auf mich zu werfen. Ohne Unterlaß sauste mir ein Name in den Ohren . . . es war der Name Susanne. Meine Gedanken konnten sich von diesem Weibe nicht losmachen. Ich erinnerte mich der Reihe nach an alle Worte, mit denen sie mir gemalt worden, und commentirte diese Ausdrücke. Ich suchte mir ein Bild zu machen von diesen . . . Augen einer christlichen Jungfrau, die vor dem Altar kniet, von diesen niedergeschlagenen und keuschen Augen unter langen Wimpern, die sich plötzlich erheben, entflammen und Blicke ins Herz schleudern wie Blitze! . . . Ich stellte sie mir bald schwarz, bald blau vor . . . bald von wechselnder und tiefer Farbe, wie die der Meereswellen. Ich sah diese Augen und dann war's mir, als dränge der Strahl, der ihren Pupillen entschlüpfte, in mein Auge und versetzte mich in wundersame Aufregung. Dann dieser Mund eines Engels von

Correggio mit dem Lächeln der Venus Aphrodite! . . . Dieses Lächeln versengte mir die Augen! Ich wußte nicht, ob Susanne klein oder groß war. Ich wußte eben so wenig, ob sie blond war oder brünett, denn ich dachte nicht daran, darum zu fragen.

„So gebar meine Phantasie der Reihe nach Bilder, von denen eines dem anderen nicht gleich sah, die aber doch wirklich zu existiren schienen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich unter der Herrschaft einer so wunderlichen Hallucination befand. Unruhig darüber, suchte ich sie auf alle mögliche Weise zu bekämpfen. Es war vergebliche Mühe. Ich war bereits verliebt, oder vielmehr verrückt; aber ich war nicht vernarrt in ein Portrait, das fände man wenigstens noch begreiflich, sondern in ein Weib, von dem ich mir nicht einmal eine genaue Vorstellung machen konnte und an dem ich auf der Straße vorüber gegangen wäre, ohne es zu erkennen, da ich es überhaupt nicht kannte.

„Nun, Ernest, antworte mir freimüthig, Du nennst Dich einen Romantiker und folglich einen Anatomen des menschlichen Herzens: ist das nicht eine höchst charakteristische Narrheit von der seltsamsten Art und Gattung gewesen?"

X.

Die Erwartung.

„Meiner Treu'!" antwortete Ernest, „ich wäre sehr verlegen, auf Deine Frage zu antworten. Ich weiß nur so viel, daß Du, wenn Du das mir Erzählte niederschriebest, einen sehr originellen Roman machen würdest."

„Absurd, unsinnig vielleicht," erwiderte Paul, „allein originell nicht!"

„Wie?"

„Tausend und Eine Nacht, Tausend und Ein Tag, und alle die arabischen und persischen Märchen der Welt sind voll von Geschichten derselben Art und eben so unwahrscheinlich als

die meinige. Erinnerst Du Dich nicht, daß man dort auf jeder Seite einen schönen Prinzen findet, der sich auf ein in die Luft gesprochenes Wort in eine schöne, unbekannte Prinzessin zum Sterben verliebt, und, um sie aufzufinden, sein Flügelroß spornt und über Feld und Zaun fortsprengt?"

Ernest mußte eingestehen, daß Paul Recht hatte, ließ den Kopf hängen und antwortete nichts. Es trat ein kurzes Stillschweigen ein. Paul leerte vollends den Punschnapf, aus dem bereits fünf Sechstheile verschwunden waren. Sodann begann er wieder:

„Kurz, obwohl ich mir's fest vorgenommen hatte, am Donnerstag den 17. December keinen Schritt zur Soirée Edgar's zu thun, so kam ich doch zu ihm: ehe, wie Molière sagt, noch die Kerzen angezündet waren.

„Der Inhaber des Hôtels war, wie Du denken kannst, jeder Rücksicht voll für einen so reichen Miethsmann, wie Edgar, von dem er mehr Nutzen zog, als von allen anderen Miethsleuten, und stellte alle Zimmer im ersten Stockwerke zu seiner Verfügung. Die Thüren wurden ausgehoben, um eine bequemmere Verbindung herzustellen.

„Was die Vorbereitungen betraf, so glichen sie zwar nicht so ganz denen zu einer Festlichkeit in den Salons des Faubourg Saint-Germain oder Saint-Honoré, allein sie waren babylonisch, wenn man bedenkt, daß es sich um eine Studenten-Soirée im lateinischen Viertel handelte. Für's Erste verbreiteten zahllose Wachskerzen in einer Menge von Armleuchtern und von Armen, die ein Tapezierer an den Wänden angebracht hatte, ein taghelles Licht.

„In dem größten Zimmer, das zum Tanzen bestimmt war, waren die Kerzen (ohne Zweifel um die Damen an den Ball Mabille und Château-des-Fleurs angenehm zu erinnern) in chinesischen Laternen von allen Farben versteckt. Die Wirkung war nicht eben erhebend, aber doch pittoresk und erquicklich für das Auge. Ringsherum waren Banquetts angebracht. Eine kleine, improvisirte Tribüne diente zum Orchester, das aus zwei Violinen, einer Flöte und einem Horn bestand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„In einem zweiten Zimmer stand ein ungeheurer Tisch, auf dem ein Teppich von grünem Zeug und fünfzig bis sechzig Kartenspiele lagen, die Spieler und Spielerinnen der Landsknechtpartien erwartend.

„In einem dritten Zimmer endlich befand sich der Credenztisch. Es gab da eine Fülle von Eßwaaren, ganz geeignet, einem Gargantua ein Lächeln abzunöthigen. Auf zwei Tafeln sah man in Schlachtordnung aufgestellt: Bataillone oder vielmehr Regimenter von Flaschen von Bordeaux- und Champagnerwein. Dann Gänseleberpasteten, Schinken, Trüffelwürste, Gelatine, geräucherte Zungen und eingemachte Früchte aller Art. Chevet wurde förmlich ausgeplündert zu Gunsten dieser glänzenden Bewirthung.

„Ich gehe da in Details ein, mein lieber Ernest, die Dir bedeutungslos vorkommen müssen. Aber sieh! das Alles hat mich gefesselt! Ich gab auf Alles Acht und erzähle Dir die Dinge so, wie ich sie bemerkt habe. Uebrigens braucht ein Bild seinen Rahmen, um in seinem ganzen Werthe zu erscheinen."

„Erzähle nur weiter," antwortete Ernest; „heutzutage hat der Roman nichts als Details, denn darin excellirt eben unsere Zeit. Der erste beste Papierkratzer, wie mein Vater sagen würde, könnte zehn Bände in Octav mit der „Sentimentalen Reise" und vier oder fünf Bände mit der „Reise rings um mein Zimmer" anfüllen."

„Daher kommt es vielleicht, daß drei Viertheile der modernen Romane so langweilig sind," versetzte Paul.

„Ah, ich sage nichts dagegen, allein man kann es besser machen," entgegnete Ernest mit einer Physiognomie, welche noch dieses letzte Glied des Satzes ergänzte: „Ja, man kann es besser machen, und ich unternehme es . . ."

„Ich habe Dir gesagt," fuhr Paul fort, „daß ich bei Edgar d'Anglebert zuerst angekommen bin. Das war um so absurder, als ich gar nicht zu seinen intimsten Freunden gehörte, sondern nur einfach mit ihm bekannt war. Nichtsdestoweniger empfing er mich mit der zuvorkommendsten Artigkeit.

„Meiner Treu', lieber Paul," sprach er zu mir, „es ist

ehr schön von Ihnen, daß Sie diesen Abend gekommen sind, ich habe es kaum gehofft, denn Sie waren bisher gegen mich allzu zurückhaltend ; aber seien Sie vergnügt, Sie werden Ihr Hiersein nicht beklagen, für's Erste werden Sie die Schönste der Schönen sehen."

„Mir pochte das Herz.

„Fräulein Susanna?" fragte ich.

„Sie selbst. Sie kennen Sie doch?"

„Nein."

„Ah, Sie werden sich, dessen seien Sie versichert, in sie verlieben! wir sind ja Alle in sie verliebt."

„Auch Sie?" fragte ich mit einem erzwungenen Lächeln.

„O, ich noch mehr als die Anderen, ich verliere darüber den Kopf."

„Nun denn, was hindert Sie, glücklich zu sein?"

„Ach, mein Gott! Nichts und Alles."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ha! daß Sie Susanne nicht kennen! . . . sie ist ein bezauberndes Wesen! Man kann sie nur auf zwei Arten für sich gewinnen, entweder durch Geschenke oder aus Zuneigung. Für den ersten Fall braucht man närrisch viel Geld, das ich eben so gerne für etwas Anderes ausgebe. Um ihre Neigung zu erlangen, bedarf es oft nur einer Laune. Nun, sie hat sehr oft Launen, ja, sie hat fast täglich Launen und beinahe für alle Welt; allein bis jetzt hat der Wind noch nicht auf meine Seite geweht. Indeß halte ich mich an die Philosophie, ich bin nicht eifersüchtig auf Jene, welche sie schneller begünstigt als mich, und ich hindere Sie wahrhaft nicht daran, sich in die Reihe dieser Wenigen zu stellen; wenn Sie es vermögen, so wünsch' ich Ihnen gut Glück. Wollen Sie eine Cigarre?"

„Ich nahm sie an.

„Nun kommen Sie mit mit," fuhr Edgar fort.

„Er führte mich in den Saal, wo der Landsknechttisch stand. Ein ungeheurer japanischer Becher stand mitten auf dem Tische neben den Kartenspielern und enthielt vier- oder fünfhundert der auserwähltesten Regalias. Ich nahm eine.

„Spielen Sie?" fragte Edgar.

„Nie," gab ich zur Antwort.

„Warum?"

„Ich liebe das Spiel nicht, und selbst wenn ich gerne spielte, würde ich es, glaube ich, doch nicht thun."

„Ich frage Sie auf's Neue: Warum?"

„Weil ich keine Lust hätte, zu gewinnen, und nicht reich genug bin, um zu verlieren."

„O! o!" rief Edgar lachend, „ich sehe schon, Sie sind ein Weiser: ich spiele . . . und habe fast immer das Vergnügen, zu verlieren."

„Das Vergnügen?"

„Ja! mir wäre nichts unangenehmer, als wenn ich meinen Freunden ihr Geld abgewänne und sie zu Grunde richtete . . . es ist mir viel lieber, daß sie das meinige mit sich nehmen."

„Er sprach das Alles ohne Affectirtheit, auf die einfachste und natürlichste Weise. Edgar dachte offenbar ebenso wie er sprach; dieser junge Mann gab mir den besten Begriff von den ungeheuren und sorglosen Vergeudungen der Regentschaft.

„In diesem Momente kamen einige junge Leute an und der Herr des Hauses beschäftigte sich nun nicht mehr ausschließend mit mir. Dann hielten die lebenslustigen Mädchen vom lateinischen Stadtviertel und die Heldinnen der Chaumière und des Prado ihren rauschenden Einzug. In weniger als einer halben Stunde hatten sich bereits bei vierundzwanzig Personen in dem Salon Edgar's versammelt. Das Orchester war auf seinem Posten. Man organisirte Polka's, Redowa's und schottische Tänze. Die Hofschranzen des Carreau-Königs und die Anbeter der Pique-Dame setzten sich an den Landsknechttisch.

„Ich habe weder getanzt noch gespielt. Ich wandelte aus einem Zimmer in's andere mit fieberhafter Ungeduld . . . Alle Frauen kamen mir häßlich vor . . . Die Musik fand ich mißtönig und die Zeit dünkte mir schrecklich lange. Ich sah auf meine Uhr. Es war gerade zehn Uhr. Susanne sollte erst nach Mitternacht ankommen . . . so hatte ich noch länger als zwei Stunden zu warten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wie sollte ich diese zwei tödtlichen Stunden zubringen? Trotz meiner Abneigung gegen die Karten, die ich kurz vorher gegen Edgar ausgesprochen, schien mir doch jetzt das Spiel die einzige Ressource zu sein, um nicht vor Langweile zu sterben. Ich setzte mich also zu den anderen Spielern, und als die Reihe der Karten an mich kam, machte ich meine Bank. Das Glück erklärte sich von Beginn an für mich, ich spielte zehnmal und gewann mehr als dreißig Louisd'or."

XI.

Täuschung.

Paul setzte eine Weile aus und wollte sich Punsch einschenken. Wir wissen aber, daß der Napf bereits leer war.

„Zum Teufel!" schrie er, „nichts mehr zu trinken und ich sterbe vor Durst."

Er ging zu seiner Mauerblende, öffnete sie, fand aber darin keine einzige Flasche mehr. Er füllte sich also das Glas mit Wasser, leerte es mit Einem Zug, aber mit bedeutungsvoller Gesichtsverzerrung und setzte sich dann wieder zu Ernest.

„Wo bin ich in der Erzählung stehen geblieben?" fragte er.

„Beim Landsknecht und den dreißig Louisd'or, die Dich eine glückliche Ader gewinnen ließ."

„Richtig! — Ich fahre fort: Das Glück lächelte mir fast ohne Unterbrechung und ich fuhr fort zu gewinnen. Mein Gewinn überstieg alsbald tausend Thaler — für einen Studenten eine ungeheure Summe. — Nun denn, mein Lieber! ich gebe Dir mein Ehrenwort, ich fühlte keine Art jener angeblichen Bezauberung, welche das Spiel, wie man sagt, auf Diejenigen ausübt, die sich zum erstenmal ihm überlassen. — Ich war über mein Gewinnen zwar nicht bestürzt, allein ich hätte dieses Geld ohne das mindeste Leid wieder verloren.

„Währenddem war die Zeit indessen schnell vergangen. Ich hörte Jemand neben mir fragen: „Wie viel Uhr ist es?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Mitternacht," antwortete die Person dem Fragenden.

„Ich fuhr zusammen, stand lebhaft auf und erklärte, daß ich nicht mehr spielen würde. Dieser Entschluß machte Diejenigen unzufrieden, welche an mich bedeutende Summen verloren hatten. Sie murrten und ich hörte halblaut das Wort aussprechen: „Charlemagne!" —

„Das beunruhigte mich nicht. Bedenke nur, Ernest, es war Mitternacht. Mitternacht! . . . die erwartete Stunde. Susanne sollte kommen!

„Ich sah mich nach Edgar um, und als ich ihn gefunden, ließ ich ihn nicht mehr aus den Augen, um an seiner Seite zu sein, wenn er die Heldin des Festes empfangen würde. Etwa nach Verlauf von zehn Minuten trat ein Bedienter in das Zimmer, wo wir uns Beide befanden, und brachte Edgar ein Billet. Er las, machte eine heftige Geberde des Unwillens und zerknitterte das Briefchen zwischen seinen Händen. Ich glaubte instinctartig zu begreifen, daß dieses Briefchen in einiger Beziehung mit Derjenigen stehen sollte, auf welche ich mit so glühender Ungeduld wartete. Ich näherte mich erwartungsvoll dem Herrn d'Anglebert.

„Ah, alle Wetter, mein Lieber," sprach er zu mir, „Sie sehen da vor sich einen Menschen, dem Alles in der Welt quer geht."

„Warum denn?"

„Nun, man wird künftig von mir sagen: Lügenhaft wie ein Programm, und man wird Recht haben."

„Was gibt es denn?"

„Nun, ich habe, wie Sie wissen, meinen Gästen Susanne versprochen . . ."

„Nun?"

„Nun, Susanne wird nicht kommen."

„Mir kam vor, als empfing ich einen Stockstreich über den Kopf.

„Sie glauben, daß sie nicht kommen wird?" murmelte ich blöde.

„Alle Teufel, ich habe die Gewißheit schwarz auf weiß in en Fingern . . . Sie schreibt mir . . . da, sehen Sie."

„Er übergab mir das Briefchen, welches er soeben erst empfangen. Ich habe dieses Billet aufgehoben, wie die Einladungskarte, die ich zu diesem Abend von Edgar erhalten.

„Da ist es."

Paul wühlte zum zweiten Mal in der Lade des ovalen Tisches und übergab dann Ernest ein Blatt Papier voll hieroglyphischer Mückenfüße.

Ernest las wie folgt:

„Aus Camelia's Wohnung, halb zwölf Uhr.

„Mein lieber Edgar! Ich halte Ihnen mein Wort nicht! Das ist keineswegs artig, nicht wahr? und Sie werden wohl sehr zornig auf mich sein. Leider . . . aber es ist nicht meine Schuld . . . wirklich!

„Daß ich zu Ihnen kommen wollte, beweist die entzückend schöne Toilette, welche ich gemacht habe, um mir bei Ihnen Ehre einzulegen. Aufrichtig gesagt, nahm ich mir vor, all' Ihren jungen Studenten — dieser Hoffnung Frankreichs, wie man in den Reden bei Preisvertheilungen zu sagen pflegt — die Köpfe zu verdrehen. Ich wollte mich mit aller Gewalt einnisten in die naiven Herzen dieser künftigen ersten Präsidenten, General- und königlichen Procuratoren . . . Das wäre später vielleicht von Nutzen . . .!

„Kurz! Ich habe bei Camelia gespeist und mit uns ein Dutzend Freunde und Freundinnen. Ich wollte mich in die Racine-Straße begeben.

„Da ist aber plötzlich und unvermuthet Jemand angekommen, auf den ich sehr wichtiger Geldangelegenheiten wegen Rücksicht nehmen muß. Dieser Jemand würde sich meine Flucht nicht gefallen lassen, und ich bin genöthigt zu bleiben.

„Ich kann nichts Anderes thun, als mich auf fünf Minuten in das Ankleidezimmer Camelia's flüchten und Ihnen mit diesen wenigen Zeilen melden, damit Sie nicht länger auf mich warten möchten.

„Noch einmal, lieber Edgar, seien Sie artig und hegen Sie gegen mich keinen Verdruß. Ich reiche Ihnen meine Hand,

daß Sie auf die Spitze meiner Finger ein Dutzend hübscher Küsse drücken sollen.

„Tausendfaches Bedauern und tausend holde Grüße Ihrer Freundin

Susanne."

P. S. „So eben tritt Camelia in ihr Cabinet; sie trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß sie morgen eine große Soirée gibt und Sie bitten läßt, zu ihr zu kommen und einige Ihrer Freunde mitzubringen.

„Ich werde zugegen sein. Ich rechne auf Sie für die erste Polka.

„Apropos! die arme Camelia ist wüthend. Man brachte ihr diesen Morgen einen kürzlich erschienenen Roman: „Die Lebemänner in Paris", in welchem sie ausdrücklich genannt ist und, wie es scheint, eine sehr gemeine Rolle spielen muß. Das Schlimmste dabei ist, wie man mir eben gesagt hat, daß die Geschichte vollkommen wahr ist.

„Die Schriftsteller schonen nichts! Ich möchte wetten, man wird mich eines Tages, zum Sprechen geschildert, im Druck herausgeben. Das wäre geradezu eine Infamie!

„Glücklicherweise wäre es mir gleichgiltig.

Ihre

S."

Paul begann wieder:

„Was sagen Sie zu diesem Billet?" fragte mich Edgar.

„Für ein Mädchen dieser Art schreibt sie nicht übel und ziemlich orthographisch," antwortete ich, um meine Unruhe zu verbergen.

„O, der Schelm ist geistreich, sie scheint eine gute Erziehung genossen zu haben."

„Sie stammt also nicht, wie alle ihresgleichen, von einer Logenmeisterin oder einer Thürhüterin ab?"

„O, ich weiß das nicht und kümmere mich wenig darum! — Aufrichtig gesagt, wie hübsch auch Susanne ist, so nimmt sie meine Gedanken ganz und gar nicht ausschließend in Anspruch und ihre Wortbrüchigkeit würde mich höchst gleichgiltig

lassen, wenn man mich nicht auf Grundlage derselben für einen prahlerischen Gascogner halten müßte."

„Darauf ließ sich nichts antworten. Ich sah recht gut ein, daß Edgar im Grunde weit mehr Verdruß empfand als er zeigen wollte, denn es wäre störend gewesen, wenn man ihn bemerkt hätte. Nach einem kurzen Schweigen begann Edgar wieder:

„Kennen Sie Camelia?"

„Bloß vom Sehen . . . ich traf sie öfter im Theater."

„Sie kommen nie zu ihr?"

„Nein."

„Wie gefällt sie Ihnen?"

„Sie ist ungemein schön."

„Haben Sie den Roman gelesen, von dem Susanne spricht?"

„Ja."

„Ist er hübsch?"

„Unterhaltend."

„Von wem ist er?"

„Ich nannte den Verfasser."

„Ah!" fiel Ernest ein, „wirklich ein äußerst mittelmäßiger Schriftsteller, dessen Erfolg ich mir nicht recht erklären kann! . . . Großer Gott! ich spreche da nicht aus Eifersucht; ich mißgönne ihm nichts, weder ihm, noch irgend Jemanden; allein ich beklage den schlechten Geschmack unserer Zeit, da ich Romane wie die seinigen reussiren sehe. Die Lesecabinete und die Leser sind darauf versessen! — Gott weiß warum? was mich betrifft, ich kenne ihn nicht . . . Seine Bücher sind mit extravaganten Einbildungen angefüllt! . . . Sein Witz ist matt sein Styl nachlässig, ach!"

Paul hörte diese Tirade geduldig an und fuhr fort:

„Ich begreife es vollkommen," sagte Edgar zu mir, „daß man Camelia in einen Roman gebracht hat, denn sie ist ein vortrefflich charakterisirter Typus und ein höchst excentrisches Wesen . . . Wünschen Sie vielleicht, daß ich Sie bei ihr vorstelle?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich dachte in demselben Augenblicke, daß ich Susanne bei Camelia antreffen würde. Auch antwortete ich ohne Zaudern:

„Meiner Treu'! wenn sich die Sache machen läßt, so gestehe ich, daß mir nichts lieber wäre."

„Die Sache ist nicht bloß möglich, sondern leicht zu machen. Sie sehen, daß sie mich bittet, einige meiner Freunde zu ihr zu führen."

„So werde ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machen."

„So sind wir einig. — Morgen Abends, oder vielmehr diesen Abend, denn es ist Mitternacht vorüber, hole ich Sie um zehn Uhr ab und wir gehen zusammen in die Straße Provence."

„In der Soirée von Edgar vermochte mich nichts mehr zu fesseln. Ich reichte ihm die Hand und kehrte nach Hause zurück."

XII.

Soirée bei Camelia.

„Am folgenden Tage um die besagte Stunde," fuhr Paul fort, „holte mich Edgar d'Anglebert mit einem Wagen ab.

„Wir kamen in die Straße Provence . . . Camelia's Abendzirkel hatte sich heut vollzählig versammelt. Als wir eintraten, kam uns Camelia entgegen.

„Ich wurde ihr officiell vorgestellt und sie empfing mich mit dem anmuthvollsten Lächeln.

„Ich bin überzeugt," sagte sie zu Edgar, „daß Sie mir gestern Abends ein wenig gram geworden sind."

„Mein Gott, weßhalb?" fragte Edgar.

„Weil ich Susanne abhielt, in Ihre Soirée zu kommen."

„Warum soll ich Ihnen Schuld gegeben haben? Ihr Briefchen sprach Sie ja ganz schuldlos."

„Sie schrieb die buchstäbliche Wahrheit und ich versichere Sie, daß ihr die unzeitige Ankunft des Wechselagenten, von welchem Sie abhängt, auf das Höchste zuwider war."

„Armes Kätzchen!" sagte Edgar lachend. „Ich begreife, daß ein Wechselagent ein Mann von Gewicht ist, auf den man Rücksicht nehmen muß."

„Sie thut es auch . . . und wahrlich, sie hat mit ihm mehr Geduld und Selbstverleugnung, als ich jemals haben würde, denn dieser plumpe Tournesol ist ein entsetzlicher Mensch — dick und kurz — albern — und obendrein noch eifersüchtig . . . nun urtheilen Sie selbst!"

„Was kann er ihr dann bieten?" fragte Edgar lachend.

„Geld," antwortete Camelia mit einer Miene und Betonung, die einer Rachel würdig gewesen wären.

„Und ist dieses arme Opfer hier?" fragte Edgar.

„Nein, sie ist noch nicht gekommen."

„Aber sie wird kommen?"

„O, das ist nicht zweifelhaft."

„In diesem Augenblick meldete ein Lakai in glänzender Livrée von grünem Tuche mit Gold gestickt mit lärmend tönender Stimme:

„Herr Tournesol! Fräulein Susanne!"

„Sie sehen," sagte Camelia zu Edgar.

„Ich wandte mich lebhaft um . . . Eine junge Frau, ganz weiß gekleidet, trat ein, am Arme eines dicken, unbeschreiblich häßlichen Mannes.

„Es war Susanne!

„Ich habe mir von der Schönheit dieses Mädchens eine seltsame, fast phantastische Vorstellung gemacht. Ich erwartete rings um sie eine leuchtende Atmosphäre ähnlich derjenigen, welche auf den Bildern großer Meister rings um Engel strahlt.

„Kurz, ich war gewärtig, geblendet zu werden.

„Mein erster Blick, den ich auf Susanne warf, brachte mir dagegen eine Art Entzauberung. Ich hatte mir eine Fee vorgestellt, allein statt einer solchen sah ich nichts weiter als

ein junges Mädchen, das zwar von entzückender, aber sehr menschlicher Schönheit war.

„Es kam mir im ersten Augenblicke vor, als ob mir diese Art Täuschung mehr Freude als Verdruß machte. Es war mir, als ob mein Herz wieder frei würde und einer großen Gefahr entschlüpfte. Ich empfand nur noch eine lebhafte Neugierde in Bezug auf dieses Weib, welches mich all' die vorhergehenden Tage und Nächte so sehr aufgeregt hatte. Ich schlüpfte durch die Menge und näherte mich Susanne, um sie besser sehen zu können.

„Ich sagte Dir schon, daß sie ganz weiß gekleidet war. Ihr Kleid von Gros-de-Naples war von einfacher und einnehmender Form und der Ausschnitt des Leibchens ließ wunderbare Schultern sehen und einen Busen, so schön wie jener der Venus von Milo. Rings um Susannens Wangen wallten die langen Locken ihres schönen, blonden Haares und bildeten einen wunderbaren Rahmen um das zarte Oval ihres Gesichtes. Eine Guirlande von weißen Rosen und Veilchen schlang sich von hinten her durch ihre geflochtenen Haare. Ein Sträußchen von denselben Blumen zitterte am Ausschnitt ihres Leibchens und ein zweites hielt sie in der Hand. Alles das zusammen bot etwas echt Jungfräuliches und echt Poetisches, das mehr zur Seele sprach als zu den Sinnen.

„Susanne konnte kaum mehr als achtzehn oder neunzehn Jahre zählen, und der symbolische Zweig des blühenden Orangenbaumes schien die natürliche Ergänzung dieses weißen Schmuckes zu sein.

„Was," dachte ich, „das ist die Leichtsinnige, die ihre Gunst auch gegen werthvolle Geschenke austauscht? Das ist diese Bacchantin, die sich nicht schämt, der ersten besten Laune nachzuhängen? Ist das möglich? Ist das glaublich? Kann eine so reine Stirne bis zu diesem Grade lügen?"

„Und trotz der Augenscheinlichkeit fing ich doch zu zweifeln an. Einige Minuten vergingen. Camelia hatte Susannens Arm genommen und der Wechselagent Tournesol sich im Spielsalon ein Plätzchen gesucht.

„Ich behielt das junge Mädchen fortwährend im Auge. Ich sah, wie Edgar sich ihr näherte, wie sie ihm die Hand reichte und ihn lächelnd anblickte.

„Ein elektrischer Schauer fuhr mir durch den ganzen Leib . . . Dieses Lächeln und dieser Blick zerrissen den Schleier . . . das junge Mädchen war verschwunden . . . sie erschien mir als die Sirene mit unwiderstehlicher Bezauberungs- und Verführungskunst. Dieser Blick war die Sonne des Orients, wie sie über die üppigen Fluren Indiens aufgeht und mit ihren Strahlen die Natur belebt und versengt, Dieses Lächeln war ein Funkeln von Elfenbeinzähnen unter Lippen, die an Röthe mit Granatenblüthen wetteifern, das trunkene Lächeln der lechzenden und ungesättigten Mänade.

„Ich sah sogleich daß Alles, was man mir gesagt, wahr, und was ich befürchtet, wirklich sei.

„Ich liebte Susanne."

. . . . . .

Als Paul bei diesem Punkte seiner Erzählung ankam, hielt er inne und schnellte mit der Fingerspitze die Asche der Cigarre weg. Dann brannte er eine andere Cigarre an und sprach zu Ernest:

„Sei aufrichtig, mein Lieber, und gestehe, daß Du mich lächerlich findest, daß Dich meine Geschichte nicht im Geringsten interessirt."

Ernest protestirte.

„Es wäre mir lieber, Du sagtest geradezu Ja," fuhr Paul fort, „wir ließen dieses Abenteuer beiseite, das ohnedies nur für den Erzählenden Sinn hat, und machten zusammen einen Spaziergang auf dem Boulevard."

„Du bist im Irrthum," erwiderte Ernest, „da mich Deine Mittheilung nicht nur interessirt, sondern vielmehr dergestalt fesselt, daß jede Unterbrechung mir peinlich ist."

„Wirklich?"

„Auf Ehre."

„So schreibe es denn Dir selbst zu, wenn ich fortfahre."

„Gewiß! und ich höre."

XIII.

Susanne.

„Du begreifst wohl, mein lieber Freund," begann Paul wieder, „daß ich die Ereignisse dieses Abends nicht mit all' den geringfügigen Einzelheiten erzähle, die sich dabei zutrugen, sondern unmittelbar auf gewisse Vorfälle übergehen, die für uns ihre Wichtigkeit haben, wenn sie auch sonst wenig werth sind.

„Susanne tanzte. Ich lehnte mit dem Ellenbogen an einer Fensterbrüstung und versank in eine dumme lächerliche und so auffallende Betrachtung, daß sie nothwendig bald bemerkt werden mußte.

„Edgar trat zu mir und klopfte leise auf meine Schulter.

„Mein lieber Freund," sprach er lächend, „soll ich Ihnen sagen, was Sie da thun, und an wen Sie in diesem Augenblick denken?"

„Hm," antwortete ich, „es ist eben nicht so schwer, mir das zu sagen. Ich betrachte den Ball und denke dabei, daß er charmant ist."

„Ja, ja! — gewiß, es liegt Wahrheit in Ihrer Antwort, nur ist sie zu allgemein gehalten."

„Inwiefern?"

„Insofern es weniger der Ball im Allgemeinen ist, der Ihre Aufmerksamkeit fesselt, als vielmehr Susanne, und insofern nur sie allein es ist, die Sie charmant finden."

„Meinen Sie?"

„O, mehr als meinen, ich bin überzeugt — und ich füge noch hinzu, daß Sie im Zuge sind, sich in dieses hübsche Wesen sterblich zu verlieben."

„Gehen Sie doch!" rief ich, „Sie scherzen!"

„Während ich so sprach, fühlte ich, daß ich im Gesichte roth wurde, wie ein Schüler, der bei einem Fehler ertappt worden.

„O mein Gott!" versetzte Edgar, „erröthen Sie nicht! Sie unterliegen wie Alle dem allgemeinen Gesetze; habe ich Ihnen

nicht gestern Abend gesagt, daß wir Alle sammt und sonders verliebt sind?"

„Nun denn, ich will zugeben, es sei! nur bin ich in das Mädchen nicht stärker verliebt, als Sie es sind."

„Ha, das ist nicht übel . . . denn ich bin schrecklich vernarrt."

„Nun war die Reihe an mir, zu lachen; aber ich glaubte nicht an diese so lebhafte Leidenschaft, von der Edgar sprach.

„Ha doch," begann er wieder, nobwohl wir Nebenbuhler sind — denn wir sind das unbestreitbar — so will ich Ihnen doch einen Dienst erweisen."

„Einen Dienst? . . ."

„Ja."

„Welchen?"

„Ich will Sie vorstellen."

„Wem?"

„Nun, Element, Susannen."

„Mir war, als hörte mein Herz auf einmal auf zu schlagen. Ich sollte also sehen, wie Susanne ihre Augen auf mich heftet? — ich sollte mit Ihr sprechen, und ihre Stimme hören, die sie an mich richtet! . . . Indeß antwortete ich darauf, um nicht einen allzu großen Drang kund zu geben:

„Wohin soll mich das führen?"

„Wie, wohin? Nun, für's Erste dahin, daß Sie den allgemeinen Zutritt bei Susanne bekommen, bis Ihnen auch der specielle zu Theil wird."

„Sie glauben also, sie würde erlauben, ihr meine Aufwartung auch in ihrer Wohnung zu machen?"

„Nun, ganz gewiß! . . . Susanne ist ein gutmüthiges Kind, das Niemandem die Thüre verschließt . . . übrigens hat sie ihre Empfangstage, an welchen ihr ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den Hof machen dürfen. Man sieht eine sehr hübsche Gesellschaft bei ihr, mein lieber Freund, es kommen Notabilitäten aller Art dahin: künftige Minister, Ex-Pairs von Frankreich, Senatoren, Deputirte, Künstler, Romantiker, drama-

tische Schriftsteller, Bildhauer, Musiker, Maler und Journalisten. Susanne liebt die Literatur und die Kunst, und ermuthigt die Fusion. In ihrem Salon spricht man, Politik ausgenommen, von Allem. Nun denn, kommen Sie."

„Ah, man tanzt ja noch."

„Sie sehen, die Redowa geht schon dem Ende zu . . . ich werde Sie sogleich vorstellen, sobald Susanne auf ihren Platz zurückkehrt."

„Edgar zog mich, und ich ließ ihn gewähren. Wir näherten uns dem jungen Mädchen in dem Momente, als sie ihr Tänzer zurückführte.

„Meine liebe Susanne!" sagte Edgar, ihr den Arm bietend, den sie annahm. „Sie müssen mir erlauben, daß ich Ihnen einen meiner Freunde vorstelle: Herrn Paul Lascours hier . . . der sterblich in Sie verliebt ist . . ."

„Mir war, als würde ich blaß wie der Tod, und als schwebte eine Wolke an meinen Augen vorüber. In diesem Moment verbeugte ich mich vor Susanne, ich sah schon nichts mehr und glaubte niederzusinken Ich hörte ein Gelächter erschallen.

„Verliebt in mich!" wiederholte Susanne; „mein Gott, und seit wann?"

„Nun," antwortete Edgar, „seit Sie in diesen Saal getreten sind."

„Wissen Sie, daß das schon eine Stunde her ist? — Das ist ja eine bereits sehr alte Leidenschaft."

„Ein zweites Lachen begleitete diesen Satz, dann sprach Susanne wieder; doch diesmal zu mir gewendet und in einem so natürlichen, von aller Befangenheit freien Tone, als ob sie mich seit langer Zeit schon kenne:

„Nicht wahr, Herr Paul, es ist sehr bizarr und abgeschmackt, wenn sich ein Mann für verbunden hält, eine hübsche Frau zuerst damit anzureden, daß er ihr sagt: ich bin in Sie verliebt . . . Nicht wahr, es ist so? reden Sie offen und freimüthig."

„Aber," stammelte ich, „wenn das wahr ist?"

„Wahr? . . . was denn?"

„Daß der Mann wirklich verliebt ist . . ."

„Oh, ich bitte Sie," fiel Susanne lebhaft ein, „setzen Sie diesen Scherz Edgar's nicht fort! Es wäre in der That beklagenswerth, wenn Leute von Geist, wie wir, über diese faden Galanterien der Höflichkeit nicht wegkommen könnten, die für Niemand Wichtigkeit haben . . . eben so wenig für die Männer, welche sie aussprechen, als für die Frauen, welche sie anhören. — Geben Sie mir Ihren Arm, Paul, spazieren wir zusammen und sagen Sie mir Alles, was Sie wollen, nur nicht, daß Sie in mich verliebt sind.

„Unter diesen Worten steckte Susanne ihren Arm ohne alle Umstände unter den meinigen."

„Vergieb mir, lieber Freund, aber ich muß Dir hier einen Einwurf machen," sagte Ernest.

„Warum?" fragte Paul.

„Ich hörte Dich diesen Abend bitter über Susanne klagen, sie lästern, eine Buhlerin, ja, ein Flattersinnige nennen."

„Nun?"

„Mir scheint, daß Du ganz Unrecht hattest."

„Ah, Dir scheint das?"

„Ja."

„Wieso?"

„Weil sich Susanne gegen Dich auf die freimüthigste und loyalste Weise benahm, Dich nicht im mindesten ermuthigte, Dir nicht die geringste Hoffnung erweckte und in ihrem Gespräche mit Dir nicht einen Schatten von Wichtigkeit oder Koketterie erblicken ließ."

Paul zuckte die Achseln.

„Das hier ist keine Antwort," sagte Ernest, der diese Bewegung bemerkte.

„Mein lieber Freund," versetzte Paul, „habe ich geträumt, daß Du Romane schreibst?"

„Nein, Du hast das ganz und gar nicht geträumt . . . ich schreibe in Wirklichkeit Romane."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich bitte, sag' mir, was ist ein Roman?"

„Ein mehr oder weniger genaues Bild von dem, was in der menschlichen Seele vorgeht."

„Um das menschliche Herz zu malen, muß man es kennen nicht wahr?"

„Allerdings."

„Nun denn, wirf Deine Feder und Dein Papier in's Feuer und setzte Deine Rechtsstudien fort. Du bist kein Romantiker, und ich zweifle, daß Du je einer werdest."

„Ha, was Du da sprichst," rief Ernest verblüfft . . . „aus welchem Anlaß sagst Du mir das?"

„In Folge Deiner Unterbrechung und Bemerkung! Was? Du willst die Leidenschaften malen . . . Du willst die Empfindungen analysiren und erräthst nicht einmal, daß diejenige Koketterie am gefährlichsten ist, welche sich am besten verbirgt? so wie jene Schlinge die furchtbarste ist, die gar keinen Verdacht erregt? Uebrigens sprichst Du, wie es ein Feuilletonist thäte, der ein Theaterstück beurtheilt, von dem er nur den ersten Act gesehen hat."

„Nun gut," sagte Ernest, „ich gebe zu, daß ich Unrecht hatte. Fahre fort."

Diese Demuth, welche man bei Schriftstellern sehr selten findet, entwaffnete Paul. Er begann also wieder, ohne sich bitten zu lassen:

„Ich habe Dir gesagt, daß Susanne meinen Arm genommen . . . anstatt sich von mir führen zu lassen, führte sie mich . . . hob einen Thürvorhang auf, den ich für einen integrirenden Theil der Tapeten hielt und ließ mich in ein kleines, schwach erleuchtetes Kämmerchen treten. Das war, wie ich nachmals erfuhr, Camelia's Boudoir. Es war ganz verhängt mit blaßfärbiger Seide und die schwache Beleuchtung kam von einer chinesischen Porzellanlampe, die durchscheinend war und an der Zimmerdecke hing.

„Man erstickt in jenem Salongewühl," sagte Susanne zu mir, „finden Sie das nicht auch, Herr Paul? . . . Setzen

wir uns da nieder . . . hier athmet man wenigstens freier, und wenn Sie wollen, plaudern wir."

„Ich war betäubt von diesem Zusammensein unter vier Augen . . . Was mir da begegnete, schien mir so unwahrscheinlich, daß ich kaum daran zu glauben wagte.

„Plaudern wir," sagte Susanne neuerdings zu mir.

„Was sollte ich aber mit diesem Weibe reden, nachdem sie mir den einzigen Gegenstand untersagte, worüber ich vielleicht noch Worte hätte finden können. Ich blieb stumm, fühlte mich blöde und verwünschte still im Herzen diese Situation, die ich eine Viertelstunde vorher glühend ersehnt hatte. Susanne schien meine Verlegenheit nicht im Geringsten zu bemerken. Sie setzte sich auf ein Ruhebett, schob die Falten ihres Kleides mit unnachahmlich anmuthiger Geberde zusammen und machte mir Platz an ihrer Seite. Darauf begann sie wieder:

„Vielleicht finden Sie, Herr Paul, daß ich Ihren Freund, diesen armen Edgar, soeben zu hart angelassen habe! . . . O, mein Gott! ich hatte gewiß Unrecht, allein sehen Sie, man wird so oft übermannt. Ich bekomme in der That jedesmal nervöse Zustände der Ungeduld, wenn ich Jemand betheuern höre, daß er in mich verliebt sei . . . auf ähnliche Weise sagt man ja: „heute ist das Wetter recht hübsch!" oder: „ich will einen Spaziergang in's Boulogner Wäldchen machen." Diese abgeschmackten Liebeserklärungen sind eben so gemein und abgedroschen wie das Lächerliche: „Ihr ergebener und gehorsamster Diener" am Schlusse von Briefen . . . denn wozu dienen diese Versprechungen? . . . Ist das eine Formel von schlichter Höflichkeit, so ist sie impertinent! . . . Hält man denn uns arme Frauen für so ganz dumm und von thörichter Eitelkeit derart geblendet, daß wir uns geschmeichelt fühlen von den Gemeinplätzen dieser absurden Complimentenmacher, die sich einbilden, durch eine thörichte Liebeserklärung unserer Schönheit Huldigung darzubringen? . . . Ach, mein Gott! wir kennen unsere Schönheit besser als Ihr, meine Herren! macht uns also die Ehre und das Vergnügen, nicht ohne Unterlaß davon zu sprechen . . . behandelt uns als euresgleichen; . . . betrachtet uns als gute Jungen

und vergesset, daß wir Frauen sind, um nur dann daran zu denken, wenn wir Euch selber rufen werden . . . Ihr werdet sehen, daß Ihr uns dann um so mehr gefallet und daß wir es Euch zu beweisen wissen! . . ."

„O!" dachte Ernest, „wieder eine effectvolle Tirade! . . . ha, und welche Tirade! . . . ich möchte von Herzen gern einen Louisd'or geben, wenn ich mich Wort für Wort daran erinnern und sie in meinen Roman versetzen könnte!"

XIV.

Conversation.

„Mein lieber Freund," fuhr Paul fort, „ich habe Dir buchstäblich Alles mitgetheilt, was Susanne gesprochen, denn ich habe Kraft meines wunderbaren Gedächtnisses ihre Reden Wort für Wort behalten. Was ich aber unmöglich wiedergeben kann, das ist ihr Blick, ihre Geberde, die unnachahmliche Sprechweise!

„Es liegt allerdings viel Paradoxes in dem, was Susanne mit mir besprach . . . allein Paradoxe in dieser Weise vorgetragen, würden hinreichen, den festesten Kopf zu verrücken . . . und der meinige war eben nicht sonderlich fest.

„Herr Paul," begann Susanne wieder, „Sie werden mich sehr albern, sehr extravagant finden, aber bah! . . . Nun, Sie werden sehen, ob ich nicht für Sie ein guter Junge bin, wie ich eben gesagt habe, zumal freimüthig und offen! . . . Ich kenne Sie erst seit fünf Minuten und ich empfinde für Sie schon den Anfang einer Freundschaft, die nichts weiter wünscht, als eine wahrhafte und aufrichtige Zuneigung zu werden . . . Wirklich, Sie haben mir auf der Stelle gefallen . . . Ich setze Vertrauen in Sie . . . warum? das weiß ich nicht . . . es ist ein Instinct, welcher mir sagt, daß Sie in jeder Hinsicht mehr werth sind, als alle diese jungen Leute, die so eingebildet, langweilig, thöricht und, glauben Sie mir! nichtswürdig sind!

. . . Wollen Sie mein Freund sein? . . . Sie werden sehen, wie gut wir uns verstehen werden! . . . zwischen uns gibt es kein Geschlecht und die Liebe wird sich nicht sehen lassen! . . . das wird allerliebst sein! . . . nun, wollen Sie?"

„Ihr Freund!" stammelte ich, „was! nichts als Ihr Freund?"

„Hm, was wollten Sie denn noch mehr sein? Mein Liebhaber? Warum das? Bin ich Ihnen aus Liebe geneigt? Existirt die Liebe? Habe ich ein Herz? . . . Wollten Sie auch von Liebe mit mir reden? . . . Nun dann, guten Abend . . . Leben Sie wohl! . . . ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!"

„Das sprach Susanne in einem trocknen, beinahe harten Tone. Ich schauderte und fühlte mich erblassen.

„Nun denn, ja!" rief ich, „Ihr Freund! . . . nur Ihr Freund . . . . Alles, was Sie wollen."

„Ah, sehen Sie! . . . So gefallen Sie mir, so sind Sie reizend . . . ich hasse die Männer, ja, und wissen Sie auch warum? . . . weil sie mich mit ihrer komischen Leidenschaft behelligen und kein anderes Ziel haben, als gemeines, sinnliches Vergnügen! . . . Ich könnte meine Liebhaber mit Freuden erwürgen und das wäre der einzige wirkliche Genuß, den sie mir verschafft hätten! Aber ein Freund . . . ein wahrhafter, uneigennütziger Freund, dem ich meine Seele aufschließen, meinen Gram vertrauen könnte . . . o, einen solchen würde ich mit einer unendlichen Zärtlichkeit lieben und nie hätte eine Schwester für ihren Bruder eine größere Aufopferung bewiesen . . ."

„Susanne!" rief ich mit Begeisterung, „ich werde Ihr Bruder sein!" . . ."

„Dank!" sagte mir die junge Frau und warf mir einen feuchten Blick zu, der mich in Verwirrung brachte . . . mit einem Lächeln, das himmlisch und höllisch zugleich war, während sie meine Hand erfaßte und zwischen die ihrigen drückte. Die Berührung dieser frischen, weichen Sammthaut brachte in mir plötzlich eine Wirkung hervor, als ob ich einen elektrischen Aal berührt hätte. Ein wonniges Delirium durchschauerte mein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganzes Wesen . . . ich schloß halb die Augen und glaubte schon in Ohnmacht zu sinken.

„Susanne bemerkte gar gut meine Aufregung, sie fuhr aber nichtsdestoweniger fort, meine Hand zu drücken, und als ich meinen Blick auf's Neue in ihr Antlitz warf, schien es mir, als ob ihre Augen sich feuchteten und ihre erweiterten Pupillen eine Empfindung ausdrückten, die der meinigen ähnlich war.

„Es trat ein kurzes Stillschweigen ein. Mein Herz schlug unstreitig einhundertundfünfzigmal in der Minute. Susanne brach zuerst das Schweigen.

„Paul," fragte sie mich, „wie alt sind Sie?"

„Vierundzwanzig Jahre."

„Sie sind mir um fünf Jahre voraus, und was thun Sie in Paris?"

„Ich studire die Medicin."

„Ah, um so schlimmer."

„Warum?"

„Weil die Mediciner fast alle Materialisten und harte Menschen sind. Die Gewohnheit, mit den Wunden des Leibes umzugehen, macht sie gefühllos gegen die Leiden der Seele, an die sie kaum glauben, und ich hätte so sehr Jemand nöthig, der mich versteht und mich tröstet."

„Sie sind also leidend?"

„Ja, und zwar grausam!"

„Und was verursacht Ihnen Leiden?"

„Das schreckliche Leben, das ich führe."

„Warum ändern Sie es nicht?"

„Ah, warum? . . . mein Gott! weil es unmöglich ist! . . ."

„Alles, was man will, das kann man."

„Man sagt es, allein es ist nicht wahr."

„Wenn ich Ihnen das Gegentheil beweise . . ."

„Sie?"

„Ja, ich."

„Nun denn, Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, allein ich zweifle, daß es Ihnen gelingt . . ."

„Ich werde es versuchen."

„O, mir wäre nichts lieber als das. Allein Sie werden es nicht einmal versuchen. Morgen werden Sie sich kaum mehr an mich erinnern."

„Sie werden morgen und immer mein einziger Gedanke sein."

„Wirklich?"

„Ich schwöre es Ihnen."

„Sie werden mich also besuchen?"

„Erlauben Sie es mir?"

„O, ich erlaube es Ihnen nicht bloß, ich bitte Sie darum. Merken Sie sich: in der Straße La Bruyère Nr. 21 werden Sie stets als ein Freund mit offenem Herzen empfangen werden."

„Sagen Sie mir das nicht, ich könnte Sie zu oft belästigen."

„Mich belästigen! ein garstig Wort, aber Sie denken nicht so! Warum stets Ausdrücke, die keinen Sinn haben? Es muß mich jedoch der Wunsch, einen Freund zu haben, nicht egoistisch machen . . . Wenn Sie allzu oft zu mir kämen, was würde Ihre Geliebte sagen?"

„Sie würde nichts dazu sagen, und zwar mit dem besten Grunde . . ."

„Mit welchem?"

„Weil ich keine Geliebte habe."

„P a u l, Sie lügen."

„Ich schwöre Ihnen!"

„Nun denn, desto schlimmer!"

„Wie?"

„Ja, desto schlimmer! . . . Es ist nicht gut, wenn ein junger Mann in Ihrem Alter das Herz noch frei hat . . . Aber wir wollen dem Uebel abhelfen!"

„Auf welche Weise?"

„Sie werden bei mir reizende Mädchen sehen."

„Nun?"

„Sie werden sich in eine derselben verlieben."

„Wie, S u s a n n e! . . ." rief ich, „und Sie schlagen mir das vor?"

„Warum nicht?"

„Bis zu diesem Momente saß ich an der Seite des jungen Mädchens. Ich stand nun auf.

„Warum!" rief ich. „Ach ,Sie wissen es viel besser als ich! Was reden Sie mit mir seit einer Stunde von einer kalten Freundschaft, von brüderlicher Neigung? Fühlen Sie denn nicht, daß zwischen Ihnen und mir keine Freundschaft möglich ist? daß bei Ihnen mein Blut wallt, das Herz pocht, der Kopf schwindelt? Verjagen Sie mich, verschmähen Sie mich, schließen Sie mir Ihre Thüre! — gut, Sie haben dazu das Recht, und da Sie mir nichts schuldig sind, so denke ich nicht einmal daran, mich zu beklagen; nur sagen Sie nicht, daß ich eine andere Frau lieben sollte als Sie . . . denn Sie sehen recht gut, daß ich Sie liebe! . . ."

„Ah," erwiderte Susanne, indem Sie mit ihrem Blumensträußchen auf meine ausgestreckten Hände schlug, „wir sind über diesen Punkt nicht überein gekommen!"

„Wir sind über nichts überein gekommen . . . ich habe nichts versprochen! Mein Herz und mein Kopf sind erfüllt mit den Gedanken an Sie und keine menschliche Macht vermag mich abzuhalten, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe."

„Nun, so sind Sie gerade wie die Anderen! anstatt freundschaftlicher Worte, die ich zu hören hoffte, muß ich Galanterien hören."

„O Susanne! ich bitte Sie inständig, vergleichen Sie nicht das, was ich Ihnen sage, mit dem, was Ihnen Andere sagen! Die Lippen dieser Anderen überfließen von Gemeinplätzen, die sie allen Frauen wiederholen. Bei mir ist es mein ganzes Herz, das spricht, meine ganze Seele, die sich in einem Schrei der Liebe aushaucht."

„Paul, Sie sind ein — Narr!"

„Vielleicht . . . allein Sie haben nicht das Recht, mir Vorwürfe zu machen, denn von Ihnen stammt meine Narrheit."

„Bedenken Sie, daß ich Ihnen mein Haus nur unter der Bedingung öffnete, daß Sie keine solche Sprache führen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, so verschließen Sie mir Ihre Thüre, denn was ich Ihnen eben sagte, werde ich ohne Unterlaß wiederholen."

„Hören Sie, ich kann in Allem dem nichts Anderes sehen, als ein augenblickliches Delirium, ein vorübergehendes Fieber, von dem ich Sie heilen werde."

„Nein, denn ich will nicht geheilt sein."

„Ich werde einen traurigen Kranken in Ihnen haben, jedoch wage ich den Versuch . . . Kommen Sie morgen, ich erwarte Sie um zwei Uhr."

„Ohne Bedingnisse?"

„Ja, ohne Bedingnisse . . . Sind Sie zufrieden?"

„Ich konnte nur stammeln: „Sie sind ein Engel!" während ich zugleich vor Susanne auf die Knie fiel und ihre beiden Hände, die sie nicht schnell genug zurückzog, mit Küssen bedeckte.

„Hören Sie," sprach sodann das junge Mädchen, „man soll unser Verschwinden nicht bemerken, ich gehe zuerst aus diesem Boudoir. Sie bleiben noch zwei oder drei Minuten hier. Würden wir zusammen in die Salons zurücktreten, so möchte man nicht ermangeln, eine Menge lächerlicher Vermuthungen zu machen, die ich vermeiden will."

„Wollen Sie noch tanzen?" fragte ich mit einem Anfluge von Eifersucht.

„Nein."

„Was werden Sie thun?"

„Ich werde Landsknecht spielen."

„Sie?"

„Nimmt Sie das Wunder?"

„Ein wenig. Sie können unmöglich eine Spielerin sein."

„Sie täuschen sich. Das Spiel ist eine Leidenschaft, die mich beherrscht . . ." Und Susanne fügte noch lachend hinzu: „Hat man Ihnen nicht im Voraus gesagt, daß ich alle Fehler an mir habe?" Dann hob sie, ohne meine Antwort abzuwarten, den Thürvorhang auf und schlüpfte aus dem Boudoir.

„Nach Verlauf von drei oder vier Minuten folgte ich ihr. Sie hatte sich wirklich bereits bei dem Landsknechttisch nieder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gelassen und des Spieles Hitze entflammte ihr liebliches Gesicht. Sie spielte um hohe Summen und sehr unglücklich. Nach einer halben Stunde wandte sie sich zu mir und sagte:

„Paul, haben Sie Geld bei sich?"

„Ja," antwortete ich.

„Ich verlor schon Alles, was ich mitgebracht. Leihen Sie mir einige Louisd'or . . . ich bitte."

„Ich hatte in meinem Portemonnaie die Bankbillets, welche ich gestern Abends bei Edgar gewonnen hatte. Ich reichte ihr ein Billet von tausend Francs und fragte: „Ist das genug?"

„Es ist zu viel. Wenn Sie aber mein Unglück nicht erschreckt, so spielen wir Halbpart. Einverstanden?"

„Ich wollte Ihnen eben selbst diesen Vorschlag machen."

„Sie werden sehen, daß unser Bündniß uns Glück bringen wird."

„Und wirklich, Susanne hatte Recht. Sie gewann gleich anfangs, glaube ich, denn ich sah im Augenblick eine Menge Gold vor ihr liegen.

„Das Glücksspiel änderte sich aber bald wieder. Nach Verlauf einer halben Stunde verließ Susanne den Spieltisch und kam zu mir."

„Meine Hoffnung ist fehlgeschlagen," sagte sie, „wir waren unglücklich."

„Haben wir verloren?"

„Ja, die tausend Francs."

„Wollen Sie noch mehr Geld?"

„Wozu?"

„Um unsern Verlust wieder einzubringen."

„Es wäre unnütz. Wenn ich einmal Unglück habe, würde ich auf drei Karten das Vermögen Rothschild's durchbringen. Ich schulde Ihnen fünfhundert Francs und werde sie Ihnen morgen zurückerstatten, um zwei Uhr in meiner Wohnung."

„Susanne warf mir ein freundliches Lächeln zu und ließ mich allein. Eine Weile darauf suchte ich sie; Camelia aber sagte mir, daß sie sich soeben verabschiedet habe."

XV.

Ein Nachmittag.

„Ich blieb keine fünf Minuten länger auf dem Balle," fuhr Paul fort. „Diese von Menschen wimmelnden Salons kamen mir, seit Susanne nicht mehr da war, wie Wüsten vor. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich mich am folgenden Tage pünktlich beim verabredeten Rendezvous einfand. Präcise um zwei Uhr läutete ich an der Thüre Susannens, Nr. 21 in der Straße La Bruyère.

„Diese Thüre wurde mir von einem schmucken Stubenmädchen von einnehmendem Aeußern geöffnet.

„Fräulein Susanne?" fragte ich.

„Die Zofe blickte mich, fast impertinent, von oben bis unten an und antwortete mir: „Madame ist ausgegangen."

„Das ist unmöglich!" rief ich.

„Warum, mein Herr?"

„Weil sie mir ein Rendezvous gegeben, diese Nacht, au dem Balle, für heute um zwei Uhr."

„Ah, Sie sind es, mein Herr, den Madame erwartet?"

„Ja."

„Ah, das ist etwas Anderes, Sie sind Herr Paul, nicht wahr?"

„Ja wohl."

„Nun denn, mein Herr, treten Sie hier ein."

„Das Stubenmädchen, — nachmals erfuhr ich, daß sie Fanny heißt, — führte mich durch ein kleines, dunkles Gemach in einen ziemlich großen Salon, der glanzvoll eingerichtet war.

„Hier," sagte sie, „wollen Sie gütigst ein wenig warten, mein Herr; in diesem Augenblick ist Monsieur bei Madame; allein Madame wird kommen, sobald sie frei ist."

„Hierauf ging sie fort und ließ mich allein. Diese so einfache Phrase der Zofe hat mir schreckliches Leid verursacht. Du weißt es so gut wie ich, was das Wort Monsieur in der

Sprache unserer flatterhaften Wesen bedeutet. Susanne war in Gesellschaft dieses Herrn, und dieser Herr war ohne Zweifel der dicke Wechselagent Tournesol.

„Ich mußte warten, das war die natürlichste Sache von der Welt, und doch konnte ich den Gedanken nicht fassen, daß ihre Lippen, wenn sie zu mir käme, noch warm sein würden von den Küssen dieses Millionensatyrs.

„Absurd und lächerlich schwach! Ich fing an, eifersüchtig zu werden, und weßwegen? wegen eines Mädchens, dessen Vergangenheit und Gegenwart ich kannte, das sich leichtsinnig in den Strudel der Sünde warf, und auf das ich in keiner Hinsicht ein Recht hatte.

„Es vergingen fünf Minuten. Ich setzte mich in einen Lehnstuhl und verschlang meinen dumpfen Zorn. Endlich erreichte dieser Zorn eine solche Höhe, daß ich aufstand und mich gegen die Thüre wandte, fest entschlossen, im selben Augenblick dieses Haus zu verlassen und nie mehr über dessen Schwelle zu treten.

„Als ich aber die Augen zu dem Wandfelde erhob, das sich neben der Thüre befand, erblickte ich in einem ovalen Rahmen einen Kopf in Pastell gemalt, der mich an den Boden bannte und meinen Entschluß vernichtete.

„Es war das Portrait Susannens. Diese so reizenden Züge mit der so jugendlich frischen Schönheit waren mit wunderbarer Treue und Geschicklichkeit ausgedrückt. Das war nicht Malerei, es war die Natur selbst, der lebendige Reflex dieses allerliebsten Gesichtes.

„Dieses Portrait versetzte mich in die glühendste Ekstase, jener ähnlich, die ich bei Camelia erfahren habe, als ich Susanne sah. Wie lange diese Verzückung dauerte, das weiß ich nicht. Entrissen wurde ich ihr durch die Berührung einer kleinen Hand, die sich sanft auf meine Schulter legte. Ich wandte mich um, es war Susanne, die mir heute noch schöner vorkam als gestern.

„Guten Tag, Paul," sagte sie und bot mir die Hand. Dann fuhr sie sogleich fort: „Aber wie düster sehen Sie denn aus?! Sind Sie mir etwa gram, weil ich Sie warten ließ?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich verbeugte mich vor ihr und gab keine Antwort.

„Ah, sehen Sie nur," begann sie wieder, „das wäre schlimm ja, sehr schlimm! an mir aber liegt die Schuld nicht! . . . Es kam da zu mir unversehens dieser dicke, dumme Tournesol, der zu rechter Zeit nur Eins zu thun versteht: kaufen, wenn die Papiere niedrig stehen, und verkaufen, wenn sie wieder steigen! Er setzte sich in den Kopf, mich zu einer Jagd in den Wald von Saint-Germain mitzunehmen. Ich hatte die peinlichste Mühe von der Welt, mich seiner zu entledigen und ihn fortzuschicken, und siehe da, nun ich zu Ihnen komme, ganz entzückt, in Ihnen einen alten Freund zu finden, den ich wenigstens schon fünf oder sechs Stunden lang kenne, empfangen Sie mich mit einem finsteren Gesicht und mit zusammengezogenen Brauen! Gestehen Sie selbst, mein lieber Paul, es ist recht artig, was Sie da thun!"

„Das Bewußtsein, daß Susanne den Wechselagenten fortgeschickt hatte, um mich zu empfangen, stimmte mich plötzlich fröhlicher. Ich führte ihre Hand an meine Lippen und antwortete:

„Nun ja, ich hatte Unrecht, ich gestehe es ein, und bitte Sie um Verzeihung . . ."

„Ich verzeihe Ihnen, jedoch unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Sie mir sagen, was Sie hatten . . ."

„Wozu?"

„Ich will es wissen."

„Sie würden mich abgeschmackt finden!"

„Was liegt daran?"

„Nun denn, ich zürnte Ihnen."

„Weßhalb?"

„Wegen Tournesol."

„Ah bah! aus welchem Grunde?"

„Weil dieser abscheuliche Thalersack in Sie verliebt ist und Sie ihm das Recht einräumen, es Ihnen zu sagen."

„Ah, sehen Sie, das ist falsch!" erwiderte Susanne lachend; „ich räume ihm durchaus nicht das Recht ein, von welchem Sie sprechen."

„Wie!" rief ich, „was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen," entgegnete das junge Mädchen mit unverhohlenem Egoismus, „daß er sich dieses Recht nur erkauft und zwar sehr theuer bezahlt."

„Das machte mich bestürzt. Ich fühlte, daß ich mich nie daran gewöhnen könnte, diese Susanne zu besuchen, die ich für so rein und züchtig hielt, und die mit so vornehmer Zwanglosigkeit von ihrem Gewerbe sprach. Ohne Zweifel hat sich das, was in meiner Seele vorging, in meinem Gesichte abgespiegelt, denn Susanne sagte zu mir:

„Was haben Sie denn! . . . Ihre böse Laune scheint sich wieder einzustellen . . . Wissen Sie, mein lieber Paul, daß Sie heute nicht heiter gestimmt sind? . . ."

„Es ist wahr . . . ich sehe, daß ich Ihnen lästig falle und werde mich entfernen."

„Ha, allerliebst! Ich weigerte mich, auf die Jagd zu gehen, und nun wollen Sie mich allein lassen! . . . Das ist schön von Ihnen! . . . Gott, welch' ein liebenswürdiger Mensch!"

„Wünschen Sie, daß ich bleibe? . . ."

„Wie, ob ich es wünsche? . . . Meinen Sie etwa, ich hätte Sie eingeladen, zu mir zu kommen, wenn es mir nicht ein Vergnügen machte, in Ihrer Gesellschaft zu sein? Wenn Sie indeß durchaus gehen wollen . . ."

„O nein," rief ich, „ich bleibe gern hier."

„Ah, so ist's recht! Nun muß ich Ihnen aber auch erklären, daß ich alle Thüren sollte absperren lassen, um Sie wider Ihren Willen bei mir zu behalten. Denn wissen Sie, ich habe für den ganzen Tag und den ganzen Abend schon disponirt."

„Das Herz pochte mir heftig.

„Was sollen wir thun?" fragte ich.

„Hier ist das Programm . . . daran wird gar nichts geändert. Wie viel Uhr haben wir?"

„Es ist halb drei Uhr."

„Für's Erste wollen wir in mein Zimmer gehen, wo wir uns recht hübsch Eins zur Rechten, das Andere zur Linken, an

den Kamin setzen, Sie sollen da vortreffliche Cigarren rauchen, und wollen wir uns in mannigfache Gespräche einlassen, wobei es auch an Witz nicht fehlen darf. Das soll beiläufig bis halb vier Uhr dauern . . . Hierauf setzen wir uns in den Wagen und machen eine Spazierfahrt in die Champs-Elysées . . . Nach dieser Promenade führen Sie mich zum Diner, was wir bei Véfour, bei den Provençaux oder bei Douix einnehmen, kurz, wo Sie wollen, und nach Tische sehen wir uns im Palais-Royal den „Italienischen Strohhut" an, den ich erst eilfmal gesehen habe."

„Nun denn, mein lieber Freund," sagte in diesem Momente Paul zu Ernest . . . „das war doch klar genug? . . . Wenn eine Frau eine solche Sprache führt, was hättest Du daraus geschlossen?"

„Ha! daß ich im besten Glückszuge sei und daß nach dem Schauspiel die Dame mich, oder ich die Dame liebetrunken umarmt hätte."

„Das habe ich mir auch eingebildet und die Gewißheit eines so schnellen Erfolgs machte, daß sie auch einen Augenblick in meinem Urtheil viel von ihrem Werthe verlor. Das Abenteuer blieb indeß anziehend, und ich gewann wieder Freiheit des Geistes genug, um den ersten Theil vom Programme Susannens erfüllen und ein wenig geistreich plaudern zu können . . . So verfloß eine Stunde.

„Als es dann auf der Wanduhr im Schlafzimmer halb vier schlug, trat das Stubenmädchen herein und sagte:

„Der Wagen, den Madame verlangt hat, steht unten."

„Gut," antwortete Susanne. Sie wandte sich hierauf zu mir und sagte: „Wenn es Ihnen beliebt."

XVI.

Eine Soirée.

„Nun, ich stehe zu Ihrem Befehle," gab ich zur Antwort.

„Susanne knüpfte sich unter dem Kinn die Bänder eines niedlichen Rosahutes. Ueber die Schulter warf sie einen großen indischen Shawl, zog schöne Handschuhe an und sagte zu mir: „Gehen wir."

„Wir hatten schon einige Schritte gegen die Thüre gemacht, als sie auf einmal rief: „Ah, ich vergaß . . ." Sie kehrte zu ihrem Glasschrank zurück, machte ihn auf, nahm ein kleines Portefeuille von Perlmutter, fein ciselirt, heraus und reichte es mir mit den Worten: „Da, mein Freund!"

„Was ist das?"

„Eine Schuld, die ich tilge."

„Wie, eine Schuld?"

„Nun ja."

„Ich blickte in das Portefeuille. Es enthielt ein Billet von fünfhundert Francs.

„Wohin denken Sie!" rief ich . . . „ich werde dieses Geld fürwahr nicht annehmen."

„Wollen Sie mich etwa abhalten, meine Schulden zu bezahlen?"

„Aber Sie sind mir ja nichts schuldig."

„Haben Sie denn unser unglückseliges Bündniß in dieser Nacht beim Landsknecht vergessen?"

„Nein . . . Aber!"

„Kein Aber! . . . Nehmen Sie, ich will es! das Bankbillet ist eine Schuld; das Portefeuille ein Souvenir; Ihre Schuldnerin gibt Ihnen das Eine, Ihre Freundin bietet Ihnen das Andere."

„Ich sah es deutlich in Susannens Gesichte, daß sie beleidigt gewesen wäre, wenn ich bei meiner Weigerung bestanden hätte. Ich steckte also das Portefeuille in meine Tasche.

„Ah," begann Susanne lachend wieder, „vielleicht stelle

ich Ihnen dieses Geld nicht für lange Zeit zurück . . . Wer weiß, was ich Sie diesen Abend kosten werde."

„Wir stiegen in die Miethkutsche, welche uns am Hausthore erwartete und uns dann zwei Stunden lang unter dem Kreuzfeuer von Lorgnetten der Männer und von scheelen Blicken der Frauen in der großen Allee der elysäischen Felder hin- und herführte. Susanne lehnte sich an den Kutschenschlag mit unglaublich leichtfertiger Miene. Fast alle Männer, welche an unserm Wagen vorbeiritten oder in Doc-Karts und Phaëtons vorüber rollten, warfen Susannen mit den Fingerspitzen zarte Grüße zu und lächelten sie an mit der traulichsten Unverschämtheit.

„Dieses Lächeln und diese Grüße versetzten mir Nadelstiche in das Herz. Ich hatte das Fieber, machte aber übermenschliche Anstrengungen, um heiter zu erscheinen.

„Ah!" sagte Susanne auf einmal zu mir, „wir begegnen da einem halben Dutzend intimer Freunde des Schwachkopfs Tournesol! . . . Er wird noch nicht fünf Minuten lang nach Paris zurückgekehrt und in das Café Anglais gekommen sein und schon erfahren, daß ich mich in den elysäischen Feldern mit einem jungen Manne gezeigt habe."

„Und was wird er dazu sagen?" fragte ich.

„Dieser Millionär soll sagen, was er will. Macht es ihn verdrießlich, desto schlimmer für ihn. Er fängt wirklich an, mich ein bischen stark zu langweilen! . . . Das übersteigt denn doch die Grenzen! Nach ihm einen Anderen, zehn Andere, hundert Andere! Ein Wechselagent läßt sich bald ersetzen! . . ."

„Diese Worte versetzten mich in kalte Wuth . . . mich wandelte schon die unsinnige Lust an, das Weib, welches so sprach, zu erwürgen. Ich sagte mir: Susanne müsse mir nicht bloß ein- oder zweimal angehören, sondern nur immer mir allein.

„Susanne," sagte ich, während ich mich gewaltsam zwang, ruhig zu bleiben . . . „Sie lieben also das Geld sehr?"

„Das Geld! . . . Es ist das Einzige in dieser Welt, was ich liebe, aber nicht, um es aufzuhäufen, sondern um es auszugeben."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Und zwar um jeden Preis?"

„Wie Sie sagen."

„Und wieviel geben Sie jährlich aus?"

„O, nie genug."

„Aber doch . . ."

„Monatlich zweitausend Francs . . . so beiläufig . . . vierundzwanzig bis fünfundzwanzigtausend Francs jährlich."

„Ich überlegte allsogleich bei mir: der Vermögensantheil, welcher mir in der Verlassenschaft eines meiner Oheime zufallen wird, beläuft sich ungefähr auf hnnderttausend Francs in liegenden Gütern, und auf diese wäre es mir ein Leichtes, ohne Wissen meines Vaters an sechzigtausend Francs zu entlehnen.

„Also," fragte ich, „fünfundzwanzigtausend Francs jährlich genügen Ihnen?"

„Beiläufig . . . Aber was kümmert Sie das?"

„Und wenn ich Ihnen diese fünfundzwanzigtausend Francs anbieten würde?"

„Sie, Paul?"

„Ja, ich."

„Und warum sie mir anbieten?"

„Damit sie Ihnen kein Anderer geben soll."

„Verlieren Sie den Kopf?"

„Nicht im Geringsten."

„Man nimmt fünfundzwanzigtausend Francs von einem Liebhaber an, allein von einem Freunde wäre das unerhört."

„Sie wissen aber, mein sehnlichster Wunsch in dieser Welt wäre es, Ihr Liebhaber zu werden."

„Was! schon wieder diese Narrheit?"

„Ist es eine Narrheit, Susanne, Sie zu lieben?"

„Ich gehe auf das nicht ein . . . Aber sieh doch, Sie sind also sehr reich?"

„Ich besitze hunderttausend Francs."

„Susanne fing zu lachen an.

„Hunderttausend Francs!" sagte sie, „und Sie bieten mir davon fünfundzwanzigtausend! . . . Ihr Kopf ist noch mehr aus den Fugen, als ich dachte, mein armer Freund; wie können

Sie denn so etwas Unsinniges auch nur wollen? . . . und wozu soll es Ihnen dienlich sein?"

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich Sie liebe."

„Ach! da leiern Sie wieder das Geleier der Anderen! . . . dieselben Worte auf dieselbe Melodie! . . . Haben Sie „Die Cameliendame" im Vaudevilletheater gesehen?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich frage Sie, ob Sie die „Cameliendame" gesehen haben?"

„Nun denn, ja!"

„Ein hübsches Stück, nicht wahr?"

„Allerliebst . . . aber . . ."

„Aber," fiel Susanne ein, „Sie wissen nicht, worauf ich hinaus will . . . darauf nämlich: Ich fühle durchaus keinen Beruf für die Rolle der Marguerite Gauthier . . . ich empfinde kein Bedürfniß, die reine Luft der Felder von Bougival oder anderswo zu athmen und mich einzutauchen in grüne Blätterhaufen, in frischgemolkene Milch und in eben so frische Liebe . . . Nun müßte ich aber das mit Ihnen thun, mein Lieber! Denn ich bitte zu glauben, daß ich nie einwilligen würde, Ihre armseligen hunderttausend Francs in drei oder vier Jahren durchzubringen . . . sehen Sie, ich verstehe nur die guten, dicken und sehr fetten Gänse zu rupfen!"

„Wenn aber ich mein Geld ausgeben will," sagte ich, „so glaube ich doch Herr meines Willens sein zu dürfen."

„O, gewiß! nur geben Sie es dann aus ohne mich! . . . Ich will nicht ein Brotkrümchen in das Ei tauchen, das von Ihrem liliputanischen Erbtheile käme."

„Ich kann Dir gar nicht sagen, mein lieber Ernest, was ich da empfunden habe: es war zugleich Demüthigung und Wuth. Ich verwundete mir mit der linken Hand die Brust, mit der rechten zerraufte ich die Haare.

„Auf! auf! gutes Muthes!" rief mir Susanne lachend zu . . . „bringen Sie Ihre Nerven in Ruhe, lieber Freund." Sie ließ das vordere Fenster des Wagens herab, neigte sich vor und rief dem Kutscher zu: Palais-Royal . . . Frères Provençaux!"

„Auf der weiteren Fahrt sprachen wir kein Wort. Zehn

Minuten nachher befanden wir uns in einem Cabinet des erwähnten Restaurateurs. Susanne wollte selbst unser Diner angeben.

„Du könntest Dir keinen Begriff machen, mit welchem Uebermuth sie die Speisen anschaffte. Sie schien nur darauf zu sehen, die theuersten Sachen zu verlangen, ohne zu berücksichtigen, ob ihr die Gerichte auch schmecken werden oder nicht. Kurz, sie veranstaltete ein für mich abscheuliches Mahl, dessen Zeche zweihundertfünfzig Francs ausmachte. Nicht wahr, das scheint Dir unwahrscheinlich für zwei Personen, einen Mann und eine Frau? Aber ich habe diese Zeche aufbewahrt und werde sie Dir zeigen, wenn Du es wünschest.

„Sie sehen," sagte Susanne, „und ich habe es Ihnen voraus gesagt: ich bin theuer zu erhalten . . . eines Abends kostete ich Tournesol dreihundertvierzig Francs im Café Anglais, und da ich gerade eine runde Summe von vierhundert Francs erreichen wollte, habe ich beim Nachtisch für sechzig Francs Porzellan zerbrochen."

„Welch' ein seltsames Weib ist Susanne! Sie verschmähte hunderttausend Francs und hatte ihre Freude daran, hundert Thaler zu vergeuden!

„Das Diner war zu Ende. Susanne war eben so aufgeräumt und zum Entzücken lustig, als ich düster und traurig war. Ich trank vergebens viel Madeira und Champagner, weder der eine noch der andere Wein stimmte mich heiterer.

„Susanne scherzte recht ergötzlich, allein ihre Scherze, die ich nicht mit harten Worten zu erwidern wagte, vermehrten noch meine nervöse Reizbarkeit. Ich muß noch hinzufügen, daß ich anfing zu glauben, ich sei denn doch viel weniger in gutem Glückszuge, als ich mir anfangs eingebildet hatte.

„Susanne hatte einen Aufwärter der Frères Provençaux fortgeschickt, eine Loge im Palais-Royal zu bestellen. Wir gingen in das Theater, zu Fuße durch die Galerien . . . Meine Gefährtin lehnte sich so anschmiegend weich und traut an meinen Arm, daß mir das Herz zu pochen anfing.

„Susanne sah an diesem Abend, wie sie mir sagte, den

„Italienischen Strohhut" zum zwölften Mal aufführen. Nichtsdestoweniger unterhielt sie sich wieder vortrefflich. Sie lachte über die Späße des Stückes so herzlich wie eine Pensionsschülerin, die man während der Ferien in das Schauspielhaus führt.

„Mein Gott!" wiederholte sie von Zeit zu Zeit, „wie thut mir das Lachen schon weh . . . Es ist aber gar so unterhaltend! . . . Ich könnte dieses Stück durch mein ganzes Leben anschauen."

XVII.

Die Liebe.

„Nach dem Theater stiegen wir wieder in unseren Wagen, der in der Beaujolais-Straße hielt. Ich fragte Susanne, ob sie in Maison-Dorée soupiren wolle. Sie antwortete mir, daß sie nicht hungrig sei, sondern ermüdet, weßhalb sie so bald als möglich nach Hause zurückkehren möchte. Eine Viertelstunde nachher hielt unser Wagen in der Bruyère-Straße.

„Auf Wiedersehen!" sagte Susanne zu mir, „und Dank für den allerliebsten Abend. — Werden Sie morgen kommen?"

„Darf ich Ihnen nicht auf einen Augenblick folgen?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Weil ich es nicht will."

„Aber warum wollen Sie nicht?"

„Weil schon Mitternacht vorüber ist."

„Was liegt daran?"

„O! sehr viel!"

„Fürchten Sie sich zu compromittiren?"

„Ich! — ha, was Ihnen einfällt!" entgegnete das junge Mädchen lachend. Sodann begann sie wieder mit der Frage: „Nun! noch einmal, werden Sie morgen kommen?"

„Ich öffnete den Mund, um zu antworten: „Nein!" Es fehlte mir aber dazu die Kraft. Das gewollte „Nein" verwandelte sich auf meinen Lippen in ein kaum hörbares: „Ja!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gut also, es ist abgemacht! ich erwarte Sie um drei Uhr. — Auf Wiedersehen, Paul! und suchen Sie morgen heiterer, liebenswürdiger zu sein; denn heute Abend haben Sie sich in dieser Beziehung nicht eben ausgezeichnet."

„Susanne verabreichte mir mit der Hand, ohne noch den Handschuh ausgezogen zu haben, einen freundlichen Schlag auf die Wange. Dann sprang sie leichtfüßig aus dem Wagen, machte den Kutschenschlag zu und verschwand im Corridor des Hauses.

„Ich fühlte ein heftiges Fieber und befand mich im Zustande einer ungewöhnlichen Aufregung. Ich fühlte es deutlich, wenn ich nach Hause ginge und mich in's Bett legte, würde ich kein Auge schließen und in dieser Schlaflosigkeit entsetzlich leiden.

„Mir dünkte, das einzige Heilmittel für diesen qualvollen Zustand wäre: die geistige Aufregung durch körperliche Ermüdung niederzukämpfen.

Ich lief oder rannte auf dem Boulevard des Italiens bis gegen drei Uhr Morgens spazieren trotz Kälte, trotz Wind, der mir das Gesicht zerschnitt, und trotz Schnee, der zu fallen anfing und in ungestümen Wirbeln mir das Antlitz peitschte. Nach dritthalbstündigem Umherlaufen war ich ermattet, erschöpft. Meine erstarrten Beine geriethen in offene Empörung gegen meinen Willen und versagten mir den Dienst. Ich kehrte also nun durch die Richelieu-Straße, die Brücke der Heiligen Väter, die Quais und die Seine-Straße nach meiner Wohnung zurück.

„Es war Zeit, daß ich die alte Comödienstraße erreichte, denn ich glaube wirklich, daß ich nicht mehr bis zum Gitter vom Luxemburg zu gehen vermocht hätte. Ich zündete ein großes Feuer an, erwärmte mich so gut es ging, legte mich zu Bett und schlief auch, Dank meiner gänzlichen Erschöpfung, bald ein.

„Es war Mittag, als ich wieder aufwachte. Ich fühlte alle meine Glieder gebrochen, als wäre ich am Tage vorher von der Höhe eines Daches auf das Pflaster gestürzt. Ich fragte mich ernsthaft: ob ich denn nicht besser daran thäte, Susanne zu vergessen, nicht mehr an mein Rendezvous zu denken und wieder einzuschlummern?

„Die Vernunft sagte: „Ja!" Das Herz aber sprach ganz anders.

„Kurz, während ich so mit mir selbst zu Rathe ging, stand ich auf, kleidete mich an, nahm schnell mein Frühstück und verließ meine Wohnung, indem ich mich gegen das Stadtviertel Notre-Dame-de-Lorette wendete. Und um drei Uhr läutete ich bei Susanne.

„Was soll ich Dir noch sagen? Was ich an diesem Tage gethan, das that ich nachher täglich. Ich miethete diese Wohnung, um mich der La Bruyère-Straße zu nähern.

„Meine Leidenschaft für die Leichtsinnige vergrößerte sich. Meine Eifersucht ist zur Wuth geworden. Ich träume von unerhörten Erdrosselungen, von gigantischen Kerkern, von denen ich ihre Liebhaber — die früheren, die gegenwärtigen und die künftigen alle — alle verschlingen ließ. Ich bringe bei ihr die Hälfte meines Lebens zu! — Ich sehe da eine Menge Leute, gegen die ich einen unendlichen Haß nähre, und welche ohne Zweifel eben so gegen mich gesinnt sind. Zwei oder drei Journalisten, die offenbar nur deßhalb in die La Bruyère-Straße kommen, um dort zu plaudern, wie man im Club plaudert, sind die einzigen Männer, auf die sich mein Zerstörungsdurst nicht ausdehnt. Allen Anderen setze ich im Geiste Kuchen mit Arsenik gezuckert vor und Wassergläser, worin Kupfervitriol die Stelle der Orangenblüthe ersetzt.

„Du siehst nun, woran ich bin. Was die positiven Resultate meiner Liebe betrifft, so sind sie gleich Null, vollständig Null. Ich habe es nicht um einen Schritt vorwärts gebracht. Wie ich Dir schon im Anfang dieser Erzählung gesagt habe, ist dieses Weib unzugänglicher für mich als die Unwissendste, als die Keuscheste und als das auf's Strengste bewachte junge Mädchen. Sie empfängt mich mit liebenswürdiger Artigkeit, scheint mich vor den Anderen auszuzeichnen und behandelt mich mit besonderer Huld, so zwar daß mich alle Welt, nur ich selbst ausgenommen, für den Glücklichen hält. Sie geht in Rücksicht auf mich Glied für Glied die höllische Kette der Koketterie einzeln durch. — In welcher Absicht? — Das weiß ich

nicht und vermag es nicht zu errathen. Heute ist Alles an ihr verheißend: Blicke, Lächeln, halbe Worte, Seufzen! Morgen wird sie wunderlich und kalt sein wie eine Witwe vom Faubourg Saint-Germain in ihrem Walfischleib.

„Kurz! sie macht mich zum Narren, sie foltert und tödtet mich! Und diese Kette, die sie mir an den rechten Fuß geschmiedet, wird täglich enger und drückender, und täglich fühle ich weniger Kraft in mir, sie abzustreifen.

„Für Augenblicke suche ich mich zu betäuben, doch gelingt es mir nur halb mich zu erheitern. Und diese Heiterkeit ist falsch und lügenhaft . . . sie ist eine Maske, die ein verzweifeltes Antlitz birgt. Wenn meine Lippen lachen, so rinnen die Thränen, welche ich verberge, Tropfen für Tropfen auf mein Herz.

„Begreifst Du jetzt, warum ich im Trunke Hilfe suche? warum mir Absinth und Rum noch viel zu schwache Getränke scheinen? Begreifst Du, warum ich mich ohne Unterlaß berauschen möchte, und warum ich Dir auf das Gift zeigend sagte: es wäre für mich ein großes Glück, damit zu Ende zu kommen?"

Paul schwieg. Während er sprach, entstellten sich seine Züge mehr und mehr, eine ungeheure Bläße bedeckte sie, sein Blick war ohne Ausdruck und Feuer, seine Lippe hing herab. Er hatte in wenigen Minuten um Jahre gealtert und sein Antlitz zeigte deutlich jene Symptome von Blödsinn, welche der allzuhäufige Genuß starker Liqueure nach sich zieht.

„Und das ist Alles?" fragte Ernest nach Verlauf einiger Secunden.

Als Paul diese Frage hörte, erhob er den Kopf und sein Gesicht nahm wieder den gewohnten Ausdruck an.

„Ist das nicht genug?" sprach er; „hast Du noch etwas Anderes erwartet?"

„Nein. Aber was Du mir als Roman angekündigt . . ."

„Hat meine Erzählung Deine Erwartung getäuscht?"

„Ja und nein!"

„Was will das sagen?"

„Daß in dem, was Du mir da erzähltest, ein lebhaftes

Interesse und hübsche Details liegen . . . vorzüglich anziehend ihrer vollständigen Wahrheit wegen. Es sind darin außerdem zwei ganz natürliche Daguerreotypen: Susanne und Du... allein es mangelt Etwas . . ."

„Was denn?"

„Eine Lösung . . . das Ende fehlt . . . es ist von vornherein unvollständig."

„Meiner Treu, mein Lieber, das ist nicht meine Schuld."

„Allerdings, hier auf Erde aber muß jeder geschürzte Knoten sich lösen. Wann wird das geschehen?"

„Das weiß ich nicht."

„Und wie wird es geschehen?"

„Das weiß ich nicht."

„Aber schließlich mußt Du doch auf Etwas denken. Entweder Du brichst ganz mit Susanne . . . oder Du wirst ihr Geliebter . . . oder Du tödtest sie in einer Aufwallung von Eifersucht . . . oder Du tödtest Dich selbst in einem Anfall von Verzweiflung . . . das, zum Teufel, das sind Lösungen, und wie mir dünkt, könnte man unter ihnen die Wahl treffen."

„Geh' doch, geh'!" erwiderte Paul wider seinen Willen lachend, „da arbeitet wieder Deine romantische Einbildungskraft. Nun denn, mein Lieber, wenn Du je ein Buch aus dem machst, was ich Dir erzählte, so gestalte das Ende nach Deinem Gutdünken . . . falls nicht bis dahin, wie Du sagst, eine wirkliche Lösung eintreten wird . . . was leicht geschehen kann."

„Du wirst mir die fortlaufenden Daten liefern."

„Ich verspreche es Dir."

„Ich rechne darauf. — Und jetzt, mein armer Paul, guten Abend, auf Wiedersehen!"

„Du gehst?"

„Ja."

„Wie viel Uhr ist es?"

„Halb zwei Uhr Früh. Apropos, könntest Du mich nicht bei Susanne vorstellen?"

„Willst Du Dich auch unter ihre Anbeter begeben?" fragte Paul mit Bitterkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O nein, aber Du sagtest mir, daß sie einige Journalisten empfange. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Gelegenheit fände, ihre Bekanntschaft zu machen; sie könnten mir vielleicht von Nutzen sein."

„Gut, es sei, ich werde Dich vorstellen."

„Wann?"

„Morgen."

„Um wie viel Uhr?"

„Um drei Uhr. Hole mich hier ab!"

„Ich werde pünktlich sein."

Ernest brannte seine Cigarre an, drückte die Hand Paul's und befand sich nach Verlauf von vier Minuten auf dem Plaster der Straße des Faubourg-Montmartre.

XVIII.

Plan zu einem Roman.

Nichts in der Welt macht so selbstsüchtig, als eine ausschließende Leidenschaft. Um sich noch einen letzten Einsatz zu verschaffen, könnte der Spieler seine Kinder des Hungers sterben lassen, und nöthigenfalls sein Weib verkaufen. Der Habsüchtige legt um seines Geizes willen, ohne sich Gewissensbisse zu machen, nicht allein sich selbst, sondern Allen, die ihn umgeben, die härtesten Entbehrungen auf. Der Freigeist würde die Welt anzünden, um seine rohe Leidenschaft zu ersättigen.

Ernest hatte keines dieser häßlichen Laster an sich; aber er war von der Monomanie des Romanschreibens besessen. Auch hatte er in der traurigen Geschichte, welche ihm Paul erzählte, nichts Anderes gesehen als einen Stoff zu einem Romane. Nur Eines beunruhigte ihn über die Maßen, wie er nämlich die Lösung finden werde.

Auch schien ihm die Mittheilung seines Freundes, wie er sie eben gehört hatte, ein wenig zu einfach, um buchstäblich von einer Feder, wie die seinige war, niedergeschrieben zu werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er wünschte seinen Namen einem etwas mehr „korsischen" Werke vorzusetzen, das ist der technische Ausdruck.

Aber das setzte ihn nicht sehr in Verlegenheit. Da einmal der Canevas vorhanden war, so handelte es sich nur darum noch, diesen Canevas zu sticken, und Ernest zweifelte nicht daran, daß er ohne Mühe neue, kühne, pikante und anziehende Nebenumstände finden werde.

Als er nach Hause kam, legte er sich nicht zu Bette, sondern brachte einen guten Theil der Nacht damit zu, seine Phantasie zu quälen, daß sie die Verwicklungen aushecke, welche er der in Frage stehenden Erzählung einweben wollte.

„Die Persönlichkeit der Susanne," sprach er bei sich, „ist offenbar originell. Was ist aber das für ein Weib? woher stammt sie? wie war ihr Vorleben? Nun, es ist wichtig, das zu erfinden, denn das sind unbestreitbar Reizmittel der Neugierde . . . das ist die Mine, die ich ausbeuten muß."

Ernest glaubte plötzlich eine seltsame Inspiration zu haben. Er nahm Feder und Papier und brachte Folgendes, buchstäblich wiedergegeben, zur Welt.

Unsere Leser werden leicht beurtheilen können, bis zu welchem Punkte die Erfindungen des jungen Romantikers neu sind und ihm eigen zugehören.

Prolog.

„In einem Schlosse der Picardie, der Bretagne oder von Burgund (das Land thut hier nichts zur Sache) lebte ein junger, reicher Edelmann, Namens Marquis von Balestac.

„Dieser Edelmann steht eben im Begriffe, die Tochter eines seiner ländlichen Nachbarn zu heiraten, Fräulein Laura von Saverny. Das ist mehr eine Convenienzehe, als eine Heirat aus Liebe.

„Ich werde den Schloßaufenthalt eines jungen Millionärs schildern, der stets zahlreiche Gesellschaft empfängt, ein großer Jäger, ein großer Lebemann ist, 2c.

„Der Marquis von Balestac hat in den Mußestunden

seines Cölibats Paquerette die Tochter eines seiner Forsthüter, verführt. Paquerette liebt ihn auf das Glühendste. Dieses Liebesverhältniß ist für ihn nichts als eine reine Caprice des Müßigganges und der Freigeisterei.

„Indessen ist Paquerette in interessante Umstände gekommen. Sie meldet diese Neuigkeit dem Marquis in dem Momente, wo ihr dieser, dessen Heirat Tags vorher beschlossen worden ist, anzeigt, daß er ihr eine Leibrente von zweitausend Francs sichere, daß sie sich aber nunmehr Beide einander ganz fremd sein müßten.

„Verzweiflungsvoller Schrecken des armen Mädchens.

„Zorn des Marquis, der ein Mann ohne Herz ist.

„Da sich Paquerette verlassen sieht, so will sie sterben und zerreißt den Contract über ihre Versorgung. Der Marquis erklärt ihr, daß er nichts mehr hören wolle, weder von ihr, noch von ihrem Kinde. Er verläßt sie in rauher Weise. Und Paquerette fällt in Ohnmacht.

„Als das junge Mädchen wieder zu sich kommt, eilt sie in das Schloß. Der Marquis war abgereist, um seine Braut auf ihrem Landsitze Saverny zu besuchen. Paquerette will ihm dahin folgen; allein Geburtswehen stellen sich ein und werfen sie nieder. Sie kann sich nur mühsam noch bis zu ihrer Hütte schleppen, wo sie eines Mädchens genas. Acht Tage lang schwebt sie zwischen Leben und Tod; endlich kann sie aufstehen, nimmt ihr Kind auf die Arme und geht zu Fuß bis zu dem Schlosse Saverny.

„In dem Augenblick, wo sie ankommt, gibt der Pfarrer den zwei Verlobten in der Dorfkapelle den ehelichen Segen.

„Paquerette stürzt in die Kapelle.

„Hier Ihre Tochter!" ruft sie und reicht das Kind dem Marquis.

„Sie bricht todt zusammen.

„Großer Lärm. Dramatisches Tableau. Der neuen Marquise von Balestac wird unwohl.

„Dieses Weib ist toll, und ich kenne sie nicht," versetzte

der Marquis; „indeß will ich das Kind nicht verlassen, das seine Mutter verlor, und für seine Zukunft Sorge tragen."

„Man bewundert den Edelmuth des jungen Mannes.

„Die Hochzeit hat mitten unter Lust und Festlichkeiten ihren Fortgang. Der Prolog ist zu Ende.

* * *

„Zweiundzwanzig Jahre sind verflossen.

„Der Marquis von Balesiac hat aus Rücksicht gegen die öffentliche Meinung in der That das Versprechen gehalten, welches er in jenem feierlichen Augenblicke gegeben hatte. Das kleine Mädchen wurde in einem entfernten Dorfe in Kost gegeben; später, da sie weder den Ort ihrer Geburt kannte, noch auch wußte, ob sie wirklich verwaist sei, wurde sie einer Nähterin in Paris anvertraut, welche sie gegen ein Jahrgeld in die Lehre nahm.

„Verschiedene Lebensbilder aus der Arbeiterclasse von Paris. Moralische Betrachtungen über die Erziehung junger Mädchen unter dem Volke. Neue Ideen sind da zu entwickeln, sinnreiche Bemerkungen und Winke einzuweben.

„Das kleine Mädchen wächst heran und wird hübsch. Sie fängt selbst an, dieß zu bemerken. Hier ist die allmälige Entwicklung der angebornen Koketterie einer dreizehn- bis vierzehnjährigen Person zu schildern.

„Aus dem Kind wird ein junges Mädchen. Sie ist nicht mehr die Einzige, welche ihre Schönheit bemerkt. Andere werden es gewahr, sagen es ihr, und sie ist erfreut darüber. Hier ist anzudeuten, wie die Plaudereien in Werkstätten den ersten Keim des Verderbens in das Herz des jungen Mädchens legten, dem der Name Albertine gegeben wurde.

„Albertine ist sehr geschickt und verständig; sie wird auch alsbald die erste Arbeiterin in dem Hause, wo sie erzogen worden ist. Sie kauft die Stoffe ein und nimmt das Maß zu den Kleidern. Die Kundschaften von Albertinens Gebieterin bestehen größtentheils aus galanten Frauen, welche zu dem jungen Mädchen täglich von ihrem überschwenglichen Reichthume

sprechen. Sie hört sie mit einem gewissen Vergnügen an. Nach und nach sagt sie sich, es wäre doch viel angenehmer, diese schönen Kleider zu tragen, als sie zu machen. Sie bedenkt mit Bitterkeit, daß viele Frauen weniger jung und schön sind als sie, ein Leben voll Vergnügen und Luxus führen, während sie arbeitet, um ihren armseligen Lohn zu verdienen. Sie findet das sehr ungerecht. Hier sind sehr ernste Betrachtungen einzuflechten über die tiefe Sittenlosigkeit einer Gesellschaft, welche sich ganz der Sünde hingibt und gar nichts arbeitet. Das Buch muß eine solche Gestalt und Färbung bekommen, daß es unter der Arbeiterclasse populär wird.

„Eines Tages trifft Albertine mit einem jungen Manne zusammen, welcher reich zu sein scheint und ihr den Hof macht. Dieser junge Mann ist elegant, artig und gefällt Albertinen.

Hier sind die Umstände dieser Bekanntschaft anzugeben. Der junge Mann wird alsbald der Liebhaber der jungen Arbeiterin. die er aus dem Hause, wo sie bisher arbeitete, entführt und wohin sie nicht mehr zurückkehrt.

„Der Marquis von Belestac, dem dieser Vorfall gemeldet wird, ist entzückt darüber. Das enthebt ihn für die Zukunft von der Verpflichtung, für das junge Mächden zu sorgen, von der er nun nichts mehr hören wird.

Indeß ist der Verführer Albertinens nichts weniger als reich. Er ist ein gemeiner Ränkeschmied, welcher zu allen schimpflichen Mitteln Zuflucht nimmt, um einen Schein von Luxus zu unterhalten. Bald darauf verläßt er seine Geliebte, die sich ohne alle Hilfsmittel befindet. Hier ist ein abschreckendes Bild von der Lage eines jungen Mädchens zu malen, das ihr Brot nur auf verbotenen Wegen sucht.

Zahlreiche Abenteuer Albertinens. Sie geht als Figurantin zu einem kleinen Theater. Man bemerkt sie dort in Folge ihrer Schönheit, und sie findet bald wieder einen Beschützer, der ein wenig solider ist als der erste. Hier ist der allmälig tiefere Fall einer Sünderin auf ergreifende Weise zu schildern, während sie auf der vergoldeten Leiter Stufe für Stufe scheinbar höher steigt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sie gibt ihren Namen auf, um sich pseudonym in charakteristischer Weise Caprice zu nennen. Caprice kommt in die Mode. Sie nimmt unter ihresgleichen den ersten Rang ein und blendet Paris durch ihren Luxus. Sie hat Wagen und Pferde, gibt Festlichkeiten ꝛc. Lebensbild einer gefeierten Schönen, deren geringstes Lächeln mit Bankbilleten bezahlt wird.

„Hier wird der erste Theil enden.

* * *

Zweiter Theil.

„Der Marquis von Balestac ist neun Monate nach seiner Verheiratung Vater geworden. Seine Frau gebar ihm einen Sohn, den man Arthur nannte. Es ist die Erziehung dieses Sohnes zu erzählen, die mit aller Sorgfalt und Liebe geleitet wird, während seine Schwester Albertine verlassen ist und arbeiten muß, um leben zu können. Der Gegensatz dieser zwei Wesen ist lebhaft herauszuheben.

„Arthur wuchs heran. Seine Leidenschaften sind lebhaft. Erzählung seiner jugendlichen Liebeleien.

„Als er das einundzwanzigste Jahr erreicht und seine Studien beendet hatte, schickt ihn der Marquis nach Paris, daß er daselbst die Rechte studire. Hier wird sich sofort die Geschichte von Paul Lascours und Susanne entwickeln, nicht einmal die Details werden verändert. Es wäre nur dem seltsamen Benehmen der Caprice gegen Arthur ein Beweggrund zu unterlegen. Dieser Beweggrund nun ist folgender: Caprice weiß, daß Arthur einen schönen Namen trägt und einst in Besitz eines ungeheuren Vermögens kommen wird. Sie will, daß er sie heirate. Und das muß mit unendlicher Klugheit durchgeführt werden.

Caprice erreicht ihren Zweck. Arthur erklärt gegen seinen Vater, daß er nie ein anderes Mädchen heiraten würde, als Caprice. — Unwille des Marquis, der mit einer förmlichen Weigerung antwortet. Vollständiger Bruch zwischen Vater und Sohn.

„Arthur läßt seinem Vater melden, er werde die legale Gerichtsbehörde veranlassen, um ihn zur Einwilligung zu nö-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

thigen. Da sich der Marquis nicht entschließen kann, zu sehen, wie sein Sohn den Namen, welchen er führt, durch die Heirat mit einer so verrufenen Person schändet, so begibt er sich selbst nach Paris, um eine letzte Anstrengung zu versuchen.

Eine große, äußerst dramatische Scene von mächtiger Wirksamkeit zwischen ihm und Arthur, welcher auf seinem Entschlusse beharrt und an seinen Vater eine gerichtliche Aufforderung ergehen läßt.

„Dieser liest auf dem gestempelten Papier den Namen Albertine mit dem Datum ihrer Geburt, und dieser Umstand nebst vielen anderen, die noch zu erfinden sind, beweisen ihm augenscheinlich, daß dieses verführerische Mädchen die Tochter von Paquerette und folglich die seinige sei.

„Der Marquis spricht triumphirend zu Arthur: „Dieses Weib, das Du heiraten willst, ist Deine Schwester!"

„Der junge Mann will anfangs dieser seltsamen Nachricht keinen Glauben schenken, allein der Marquis beweiset ihm die Wahrheit seiner Behauptung.

„Was!" rief sodann Arthur, „dieses Mädchen ist meine Schwester, Deine Tochter? Vater! Du hast sie verlassen, Du ließest sie das werden, was sie geworden ist? . . . Schmach über Dich" 2c. 2c.

„Kurz, da Arthur von seiner sündhaften Liebe nicht genesen kann und alle Hoffnung für die Zukunft verliert, so entschließt er sich, seinem unglücklichen Dasein ein Ende zu machen und jagt sich eine Kugel in den Kopf.

„Der Marquis stirbt aus Gram und Leid, hinterläßt sein ganzes Vermögen Caprice, und diese bekommt an einem einzigen Tage zweihundertsiebenunddreißig Heiratsgesuche."

„Ende."

Nachdem Ernest diesen Entwurf vollendet hatte, las er ihn, nicht ohne unsäglichen Dünkel, noch einmal durch, legte sich dann nieder und entschlummerte mit der vollen Ueberzeugung, daß er den Grund zu einem Meisterwerk gelegt habe. Er entschlummerte, sagen wir, und ein glückseliger Traum zeigte ihm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein vollendetes Buch, wonach alle Verleger von Paris in einer Deputation zu ihm kamen, und ihm als Honorar für sein Manuscript mehr Napoleond'or und Silberthaler anboten, als die französische Bank an Barren und geprängte Münzen in ihren Kellergewölben bewahrt.

Er empfing sie mit der majestätischen Miene eines Genies, dem man Huldigung darbringt, und antwortete ihnen stolz: „Wir werden sehen!"

XIX.

Eine Romanheldin.

Am folgenden Tage präcis um halb drei Uhr kam Ernest, elegant gekleidet wie ein Bild in einem Modejournal, in die lustige Wohnung von Paul Lascours, Vorstadt Montmartre.

„Du siehst, mein Lieber, daß ich pünktlich bin," sprach er zu ihm; „in welcher Gemüthsverfassung befindest Du Dich indeß?"

„Meiner Treu, lieber Freund," entgegnete Paul, „ich bin in einer ganz sonderbaren Gemüthsstimmung, und möchte mich mit mir selbst aus ganzer Seele aussöhnen, recht heiter also; allein das ist so ungefähr die Heiterkeit der Todtengräber im „Hamlet." Ich spiele Ball mit den Trümmern meiner Vernunft und meines Herzens!"

„Wehe, wehe, wehe! wie der alte Shakespeare sagt," murmelte Ernest sententiös.

„Ich bin bereit," versetzte Paul, „und wenn Du willst, so gehen wir."

„Gut, ich stehe zu Befehl; doch vorerst eine Bitte."

„Welche?"

„Wenn Du mich Susanne vorstellst, so ermangle nicht, ihr zu sagen, daß ich Romane schreibe."

„Bestehst Du darauf?"

„Sehr! — Potz Wetter, Du begreifst, sie muß das wissen,

damit sie mich ihren Freunden, den Journalisten, empfehlen kann."

„Gut, ich werde es thun."

„Ich will ihr eines meiner Bücher widmen, das wird ihr schmeicheln. — Uebrigens ist es, wohlverstanden, unnütz, anzugeben, daß bis jetzt noch kein Werk von mir erschienen ist."

„Ich werde kein Wort darüber sagen," entgegnete Paul lachend.

„Dank im Voraus."

Die beiden jungen Leute gingen fort. Susanne war allein, als sie sich bei ihr vorstellten.

„Ich habe das Vergnügen," sagte Paul zu ihr," Ihnen Ernest de la Chevalière vorzustellen, einen vortrefflichen jungen und hübschen Mann, wie Sie sehen, einen meiner besten Freunde und zugleich einen unserer jungen ausgezeichnetsten Romantiker. — Ich bitte, ihm all Ihr Wohlwollen zu schenken . . ."

„Rechnen Sie darauf, mein Herr," antwortete Susanne, mit einem reizenden Lächeln zu Ernest gewendet. „Ich danke Paul für das Vergnügen, welches er mir verschafft, indem er Sie zu mir führt. Und da Sie jetzt den Weg wissen, so hoffe ich auch, daß Sie oft zu mir kommen werden. Ich hoffe und rechne darauf."

„Ah, Madame!" stammelte Ernest mit einer Scheu und Verlegenheit, welche bewiesen, welchen Eindruck das Mädchen auf ihn gemacht hatte. „Ich schätze mich überglücklich, daß Sie mir erlauben, Sie öfter belästigen zu dürfen."

„Ich habe wenig Zeit zum Lesen," versetzte Susanne, „und muß zu meiner Schande bekennen, daß mir noch kein Buch von Ihnen unter die Augen gekommen ist. Sie werden finden, mein Herr, daß ich nicht wenig im Rückstande bin."

„Ich habe bis jetzt noch sehr wenig drucken lassen," versetzte Ernest mit zunehmender Befangenheit, „doch habe ich mehrere Werke von Bedeutung unter der Feder und werde sie in kurzer Zeit herausgeben."

„Romane?"

„Ja, Madame."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aus unserer Zeit?"

„Scenen aus dem jetzigen Pariser Leben."

„Etwa in dem Genre der Pariser Lebemänner?"

Ernest machte eine sehr ausdrucksvolle Miene und erwiderte: „Beiläufig in diesem Genre, ja, Madame! Indeß hoffe ich wohl, man werde einen Unterschied sowohl in der Composition, als auch in der Schreibart bemerken."

„Kennen Sie das Buch, dessen Titel ich eben citirt habe?"

„Ja, Madame."

„Was urtheilen Sie davon?"

„Ich bin sehr verlegen, Ihnen darauf zu antworten. Ich sage nicht gern meine Meinung über meine Mitgenossen."

„Warum denn?"

„Weil ich befürchte, man könnte mich beschuldigen, daß ich einem Gefühle der Verkleinerung oder des Neides Raum gebe."

„Das will sagen, wenn ich nicht irre, daß Ihnen der genannte Roman nicht gefällt?"

„Sie haben Recht, Madame."

„Sie finden ihn schlecht?"

„Schlecht? nicht geradezu. Ein wenig unter der Mittelmäßigkeit, weiter nichts."

„Nun, das ist genug," entgegnete Susanne lachend.

„Ist das nicht auch Ihre Ansicht, Madame?"

„Nun, ich bin eine schlechte Kennerin, mein Herr! allein ich gestehe, daß mich dieser Roman sehr unterhalten hat."

„Wirklich?"

„Mein Gott! ja."

„Nun, das nimmt mich Wunder! Falsche Typen! . . . unmögliche Charaktere! . . . keine Tiefe! keine Beobachtungsgabe! . . . Rührerei anstatt Bewegung . . . ein hoffärtiger Jargon anstatt eines Styles . . . endlich eine durchgepeitschte Crême, weiter nichts. — Höchstens könnte ich eine gewisse Lebhaftigkeit und etwas Natürlichkeit im Dialoge zugeben, aber das ist ein ziemlich allgemeines Verdienst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ah, wenn Sie der Verfasser reden hörte!" erwiderte Susanne immer lachend.

„Ich würde meine Meinung vor ihm sagen, wie ich sie vor Ihnen ausspreche," versetzte Ernest mit vorgedrängter Brust.

„Ich zweifle nicht daran und bin überzeugt, daß ich Unrecht hatte, ein Vergnügen an einem so kläglichen Werke zu finden. Allein es interessirt wider Willen, wenn man in einem Roman bekannte Personen wiederfindet, und meine Freundin Camelia ist sich darin so ähnlich. Auch andere meiner Freundinnen sind in dem Buche wahrhaft lebende Portraits! — Wie glücklich sind diese Damen, sich so im Drucke zu sehen!"

„Sie würden also Ihr allerliebstes Portrait gern in einem Buche sehen?" fragte Ernest mit Zudringlichkeit.

„Ob ich es gern sähe? O, das will ich meinen!"

„Nichts ist leichter als das, Madame."

„Aber genug! Ich kenne den Verfasser der Lebemänner von Paris nicht, er hat das Monopol zu diesen so ähnlichen Silhouetten . . ."

„Er nicht allein Madame."

„Wer denn noch?"

„Sprechen Sie ein Wort, Madame, und . . ."

„Und was?"

„Und ich widme Ihnen ausschließlich die sechshundertundvierzig Seiten der zwei Octavbände."

„Wirklich! Sie wollten das?"

„Mit Freuden."

„Und wann?"

„Auf der Stelle."

„Und das Buch würde erscheinen?"

„Noch vor drei Monden."

„Unter welchem Titel?"

„Unter demjenigen Titel, welchen Sie selbst wählen würden."

„Aber Sie haben kein Sujet."

„O, Sie sind im Irrthume."

„Sie haben ein Sujet?"

„Ja, Madame."
„In welchem ich mitspiele?"
„Ja, Madame."
„Wer hat es Ihnen gegeben?"
„Mein Freund Paul hier."
„Und ich spiele eine Rolle darin?"
„Allerliebst."
„Ist das wahr, Paul?"

Der junge Mann, der so angeredet wurde, biß sich in die Lippen und antwortete nicht ohne Bitterkeit:

„O ja! allerliebst. Ha! Sie wissen doch wohl, liebe Susanne, daß es nicht anders sein kann."

„In diesem Falle," versetzte das Mädchen zu Ernest gewendet, „bin ich Ihnen, wenn Sie wirklich thun, was Sie sagen, unendlich verbunden und ich werde Ihnen um so dankbarer sein, das dann Camelia nicht mehr allein stolz sein darf, die Heldin in einem gedruckten Buche zu spielen, auf welches sie jede Conversation zurückführt."

„Nun denn, Madame, ich bitte die Sache für gewiß zu halten, ich werde das Buch diesen Abend noch anfangen. Wie wünschen Sie, daß ich es betitle?"

„O, wie Sie wollen, ich besitze keine Erfindungsgabe. Nennen Sie mir einige Titel."

„Ich will darüber nachdenken, Madame, und wenn ich einen entsprechenden Titel gefunden habe, werde ich die Ehre haben, Ihnen denselben vorzulegen."

Der Besuch von Ernest Pichat de la Chevalière, dem angehenden Romantiker und künftigen Genie, bei Susanne hatte auf besondere Weise Einfluß auf den Plan dieses Buches genommen, zu dem ihm die Erzählung von Paul Lascours den Stoff geliefert hatte. In dem ursprünglichen Plane, welchen wir unseren Lesern vor die Augen gelegt haben, sollte, wie man sich erinnern wird, Susanne oder vielmehr Caprice wie im wirklichen Leben die Rolle einer Frau spielen, die ohne Herz, ohne Seele und voll freigeisterischer Sittenlosigkeit ist, kurz, nach dem Modeausdruck, ein wahrhaftes „Marmormädchen".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der junge Mann war unter Susannens Reizen, wo nicht verliebt, doch wenigstens nahe daran, es zu werden. Er arbeitete sein Sujet noch einmal durch. Der darin geschilderte Dämon Caprice wurde ein Engel, zwar ein etwas gefallener Engel, dem aber die weißen Federn, welche das Angebinde der Seraphims sind, schon wieder nachzusprießen beginnen. Er schrieb das Unglück von Capricen's Verirrungen auf Rechnung böser Rathschläge und unwiderstehlicher Verlockungen der Armuth.

Was Arthur betrifft, den rechtmäßigen Sohn des Marquis von Balestac, der anfangs eine schöne Rolle spielte, so opferte er ihn vollkommen. Er war nur noch ein lauer Liebhaber, an dem man unmöglich mehr ein Interesse nehmen konnte.

Nachdem Ernest diese Umänderungen getroffen hatte, begab er sich auf die Jagd eines Titels. Nachdem er drei Tage und drei Nächte sein widerspänstiges Gehirn unter die Folter gepreßt hatte, fand er endlich das Folgende:

Wie die Frauen sich zu Grunde richten.

Geschichte eines gefallenen Engels.

Dieser Titel wurde zu Susannen gebracht. Sie fand ihn entzückend, und da sie wirklich die albernste Lust hatte, eine Rolle im Roman zu spielen, so bat sie den jungen Schriftsteller inständig, daß er sogleich Hand an's Werk legen möchte.

Ernest hatte nichts sehnlicher gewünscht. Sich von einem jungen Mädchen angeeifert zu sehen, während seine Monomanie ohnedies keine Aufmunterung bedurft hätte, war mehr als nöthig, um ihn ganz zum Narren zu machen. Er verließ seine Wohnung nicht mehr, sondern arbeitete den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht.

Nach Verlauf von sechs Wochen war er blaß und herabgekommen wie ein Mann, der kurz zuvor eine Brustwassersucht überstanden; doch hatte er zwei Bände in die Welt gesetzt. Hätte sich Ernest gewissenhaft an seinen ersten Plan gehalten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so wäre der Roman theilweise nicht ohne einiges Verdienst ausgefallen. Hätte er also die Erzählung von Paul Lascours gebracht, so wäre die ganze Liebesgeschichte voller Feuer, Kraft, Leben und Wahrheit, wie die Natur gewesen. Man hätte da die Thränen der Liebe und die Klagen der Verzweiflung so gehabt, wie sie wirklich dem Herzen erpreßt werden. Ernest hätte umsonst seinen schwerfälligen und klanglosen Styl wie einen dunklen Firniß darüber ausgegossen. Die ursprüngliche Malerei hätte den ungeschickten Firniß wie Schuppen verdrängt, und wäre mit ihrer wilden Macht an's Licht gedrungen, wie der Entwurf eines Paul Veronese unter der Kalkrinde eines Maurers.

Allein der so entstellte Roman existirte nicht mehr. Es war etwas Blasses, Eintöniges, Bedeutungsloses, ähnlich jenen Skizzen, welche unerfahrene Künstler nach den Gliedermännern der Ateliers entwerfen. Es fehlte durchaus an Leben. Unter schlaffen, weichlichen Draperien fühlte man weder Fleisch, noch Beine, noch Muskeln. Die dargestellten Leidenschaften ließen kalt und bewegten sich in einem Zirkel von Unwahrscheinlichkeiten. Der Marquis von Balestac war ein wahrhafter Melodramen-Vater, ein ungerechter und barbarischer Tyrann, strotzend von aufgeblasenen Tiraden wie Blasen, und hohl und sauer wie sie. Arthur war ein Laffe. Caprice war eine Puppe mit hübschem Gesichte, sprach eine hübsche Sprache, gab hübsche Maximen zum Besten, sagte hübsche Worte, öffnete ihr hübsches Herz hübschen Liebhabern und dergleichen mehr.

In diesen beiden Bänden war nur ein Ding gelungen. Das war das Portrait der Caprice. Allein Susanne war zu reizend, als daß man nicht in ihrer getreuen Copirung, wenn auch kein schönes Gemälde, doch wenigstens ein köstliches Miniaturbild producirte.

Als Ernest seine zwei Bände vollendet hatte, schrieb er sie wieder ab, und verbesserte sie Zeile für Zeile und Wort für Wort mit einer durchaus väterlichen Sorgfalt. Nachdem er mit dieser Copie zu Ende war, ersuchte er Susanne, ihm den Tag zu bestimmen, wo sie ihm einige Stunden widmen könnte zum Anhören der Lectüre: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susanne gab ihm das Rendezvous noch für diesen Abend präcis um neun Uhr.

„Ich muß Ihnen im Voraus bedeuten, daß der Roman lang sein wird," bemerkte Ernest.

„Nun dann, desto besser," antwortete Susanne.

„Werden Sie mir aber bis an's Ende zuhören?"

„Zweifeln Sie daran?"

„Und wird uns Niemand unterbrechen?"

„Niemand. Meine Thüre soll für Jedermann geschlossen bleiben."

„Selbst für Herrn Tournesol?"

„Ah, welche Frage! Sollte er zufällig kommen, wird man ihm antworten: ich habe auf dem elektrischen Telegraphen unter dem Meere einen Ausflug nach London gemacht, und er wird es glauben."

„Aber," fragte Ernest lächelnd, „werden Sie Paul gleichfalls abweisen?"

„Das will ich glauben, Paul vorzüglich!

„Warum vorzüglich? er liebt Sie!"

„Nun, eben deßhalb. Er ist langweilig wie eine Tragödie ohne Rachel, dieser junge Mann!"

Das war peremptorisch, darauf ließ sich nichts antworten.

Ernest, versichert, daß er ohne Störung lesen könne und aufmerksam angehört werde, was einem Verfasser bei seinem ersten Product so sehr schmeichelt, kehrte in seine Wohnung zurück. Er brachte den Rest des Tages noch damit zu, daß er sein Manuscript abermals durchsah, kleine Wiederholungen von Worten verbesserte und die Unterscheidungszeichen berichtigte. Er speiste mäßig, aus Besorgniß, der allzu sehr beladene Magen könnte den Wohlklang seiner Stimme beeinträchtigen, und wenige Minuten vor neun Uhr kam er zu Susanne, indem er unter seinem Arme eine sehr mächtige Rolle Papier trug, zusammengebunden mit einem eigens zu diesen Zwecke gekauften Rosabande.

Susanne, in einem reizenden Hausanzuge, erwartete ihn am Kamin in ihrem Schlafzimmer. Zwischen ihrem Stuhle

und demjenigen, welchen Ernest einnehmen sollte, brannte auf einem hohen Armleuchtergestelle eine Lampe, auch stand daselbst eine schöne Zuckerbüchse, eine Flasche von böhmischem Krystallglas und ein Glas Zuckerwasser.

„Fangen Sie an, fangen Sie schnell an," sagte Susanne, „ich brenne schon vor Begierde zu hören."

Ernest setzte sich, löste das Rosaband ab, rollte sein Manuscript auf und las:

„Wie die Frauen sich zu Grunde richten. Geschichte eines gefallenen Engels. Roman in zwei Bänden von Ernest Pichat de la Chevalière."

„Welch' ein kostbarer Titel!" murmelte Susanne. „Dieser Abend, ich weiß nicht warum, scheint mir entzückender zu sein, als je ein Abend meines Lebens."

Ernest fuhr fort:

„Widmung . . ."

„Wie," fiel das Mädchen ein, „auch eine Widmung?"

„Ja wohl, einige ganz einfache Verse, hören Sie: An Susanne."

„Was!" rief die Schöne, „was, Ernest, mein lieber Ernest! mir widmen Sie Ihren Roman?"

„Ist das nicht natürlich?"

„Nun, Sie sind ein Mann, wie es keinen zweiten mehr gibt, und ich muß Sie geradezu küssen. Mir ein Buch widmen, welche Ehre! In den „Lebemännern von Paris" sprach man von Camelia, das ist wahr; man widmete ihr aber kein Werk, das ist ganz etwas Anderes."

Nachdem Susanne an den Hals von Ernest gesprungen war, der sich von diesem Kusse ganz aufgeregt fühlte, setzte sie sich wieder auf ihren Platz und sagte:

„Jetzt lesen Sie, lieber Ernest, ich höre mit gespannter Neugier."

XX.

Die Folgen einer Widmung.

„An Susanne," wiederholte der junge Romantiker. Und er declamirte nicht ohne selbstgefällige Emphase:

„Liebesengel Du, zur Erd' verwiesen,
Stern des Lichtes, zauberisch gepriesen,
Lenk' auf dieses Werk der Augen Pracht!
Als ich's schuf, hab' ich nur Dein gedacht.

Sieh Dein Bild, gemalt auf jede Seite,
Gibt dem Buch ein rühmliches Geleite;
Nimmst Du's freundlich auf, so ist mein Wunsch gewährt,
Und Dein Beifall Alles, was mein Herz begehrt!"

Man muß es Susannen, die übrigens doch ein geistvolles Mädchen war, eben nicht verargen, daß sie diese schlechten Verse so vortrefflich beurtheilt hat. Waren sie ihr denn nicht gewidmet?

Der alte spötische Affe von Ferney, Arouet von Voltaire, personificirte in sich allein allen Geist des achtzehnten Jahrhunderts und war folglich in dieser Sache zwar ein guter Richter, aber proclamirte er nicht als vortreffliche Poesien alle die platten Lobsprüche und dummen Schmeicheleien, welche ihm die Schöngeister der Gascogne und die Dichterlinge der Normandie und Bretagne durch die Landkutsche oder auf dem Wege des „Mercure galant" übermittelten? . . .

Kümmert sich ein Gott viel um die Qualität des Weihrauchs, der zu seinen Füßen qualmt?

Kurz, die oben erwähnten acht Verse erschienen Susannen als das erhabenste Wort eines menschlichen Genies.

Sie war geblendet, entzückt, begeistert.

„Oh, ausgezeichnet!" rief sie, „welch' ein Talent! . . . welche Macht! . . . welche Originalität! . . . Hugo, Musset und Gauthier haben nichts Schöneres gemacht! . . . Ernest! aus Ihnen wird ein großer Mann!"

„Ich nehme die Weissagung an," entgegnete der junge

Mann, der gleichfalls mit unsäglicher Wonne den süßen Trank der Bewunderung und Schmeichelei einschlürfte.

„Fahren Sie fort, mein Freund!" sagte Susanne.

Und er fuhr fort . . . oder begann vielmehr seine Lectüre. Diese Lectüre, welche oftmals durch begeisterte Ausrufungen des entzückten Mädchens unterbrochen worden war, hatte etwas über sechs Stunden gedauert. Es war drei Uhr Früh vorüber, als Ernest keuchend und mit heißer Kehle den letzten Satz seines Werkes las. Während dieser oft unterbrochenen Lectüre hatte er den Inhalt von drei Flaschen und die Zuckerbüchse geleert.

„Freund," sprach sodann Susanne, während sie ihm die Hände drückte und im Reden unwillkürlich seinen Pathos annahm, den sie so lange gehört hatte, „Freund! Du hast da etwas Schönes und Großes geschaffen! der goldene Nimbus des Genies umstrahlt Deine bleiche Stirne, glänzt in Deinen tiefsinnigen Augen! . . . Du bist Dichter und Romanschriftsteller! Denker und Stylist! Du verstehst zu erfinden und zu malen! Du bist Zeichner und Colorist zugleich! . . . Kurz! Du hast Alles . . . Du bist vollkommen! Dein Name wird alsbald neben jenen der stolzesten Federfürsten erglänzen . . . und ich werde die Beatrix dieses neuen Dante sein! Welch' ein Ruhm! . . . Was kann mir Camelia entgegenstellen?"

Unter diesen Worten stand Susanne neben dem Lehnstuhl, in welchem sich Ernest von Anstrengung erschöpft ausstreckte. Ihre kleinen weißen Hände spielten sanft mit den Locken des jungen Mannes und schienen aus ihnen eine Krone zu bilden. Sie liebkoste ihn mit dem verhüllten Feuer ihrer süßen Blicke . . . sie glich einer liebenden Frau neben dem Geliebten.

Ernest fühlte eine unendliche Seligkeit unter dem unwiderstehlichen Zauber dieser Schmeicheleien. Er horchte auf diese sanfte Stimme, die ihm so verführerische Lobsprüche in die Ohren flüsterte. Es war ihm, als hätte er einen köstlichen Traum.

Es genügte aber Susannen nicht, sich mit Camelia auf eine gleiche Stufe gestellt zu stehen. Ein viel größerer Ehrgeiz keimte bereits in ihrem Geiste. Die nachgetragenen Lorbeern von Maria Duplessis erweckten Neid in ihr und die

Blätter eines Buches schienen ihr kalt und farblos zu sein an der Seite des lebendigen Zaubers auf der Bühne. Susanne hatte Umgang genug mit Journalisten, dramatischen Künstlern und Leuten von diesem Fache, um sich eine literarische Sprache angeeignet zu haben.

Sie begann also wieder:

„In dem, was Sie mir da vorgelesen haben, Ernest, liegt nicht bloß ein einfacher, sondern ein doppelter Erfolg: das Buch enthält in sich ein Drama und dieses Drama wird würdig sein des Romans . . ."

Das Theater ist, wie Jedermann weiß, der Lieblingstraum der jungen Schriftsteller . . . Ihre Prosa von den weiß und rothgeschminkten Bretterhelden vor dem Lampenlicht recitiren zu lassen . . . ist für sie das Non plus ultra des Glückes. Also rief Ernest mit Begeisterung:

„Ein Drama! . . . glauben Sie?"

„Nichts in der Welt ist so einleuchtend . . . Das wird ein Stück für das Herz sein, etwas in der Art der „Camelien-dame", aber viel interessanter."

„Und für welches Theater, meinen Sie, sollte man dieses Stück bestimmen?"

„Für das Gymnase oder Vaudeville . . . Rosa Cheri oder Madame Doche werden meine Rolle . . . die Rolle der Caprice vortrefflich spielen . . . Ich möchte Ihnen aber rathen, die Heldin im Stücke Susanne zu nennen . . . wie ich heiße . . ."

„Ich werde es thun . . . allein wird man in diesen Theatern mein Drama zur Aufführung annehmen?"

„Warum sollte man das nicht?"

„Man sagt, das sei sehr schwierig zu erreichen."

„Für Cretins wohl . . . aber Leute von Ihrem Talente erreichen das überall im ersten Anlauf; übrigens wissen Sie recht gut, daß ich mit den einflußreichsten Journalisten befreundet bin . . . sie werden Ihnen allen Vorschub leisten."

„Liebe Susanne, ich will mich morgen schon an die Arbeit machen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Das wird Sie nöthigen, wieder an mich zu denken," sagte die Buhlerin mit einem verführerischen Lächeln.

„Glauben Sie, ich bedürfte erst eines Mittels, um an Sie zu denken?"

„Wirklich . . . beschäftige ich Sie bisweilen?"

„Ha, muß ich es Ihnen beschwören?"

„Ja doch . . . dann werde ich es um so mehr glauben!"

„Nun denn! ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihr Bild ohne Unterlaß vor meinen Augen schwebt . . . sogar des Nachts in meinen Träumen!"

„Und Sie drängen es nach Kräften zurück?"

„Im Gegentheile, ich rufe es, denn sein Anblick ist mein ganzes Glück!"

„Wissen Sie aber, mein Freund," entgegnete Susanne mit der arglistigen Tücke einer Katze, „wissen Sie, daß Alles das, was Sie mir da sagen, der Liebe sehr ähnlich sieht?"

„Es ist wirklich Liebe!" rief Ernest, von dem Drange der Gefühle und der Umstände zu diesem Geständnisse bewogen. „Susanne, ich liebe Sie!"

„Sagen Sie nicht: „Ich liebe Sie! . . ." Ernest! sagen Sie: „Wir lieben uns!"

Wir halten hier inne . . . und bemerken nur noch, daß Susanne, welche nichts liebte, es sich in den Kopf setzte, daß sie in Ernest närrisch verliebt sei, weil sie ihn wirklich für einen talentvollen Schriftsteller hielt, der eine glänzende Zukunft haben würde.

Ernest verweilte noch eine sehr geraume Zeit bei der Geliebten, um dann in die La Bruyère-Straße zurückzukehren.

* * *

Der junge, künftige Romantiker war noch kaum eine Stunde lang zu Hause und eben ganz trunken, betäubt und strahlend von dem doppelten Triumphe, den er in der verflossenen Nacht errungen, mit seiner Toilette beschäftigt, da er wieder ausgehen wollte, als Jemand an seine Thüre pochte.

„Herein!" rief er.

Paul Lascours öffnete und trat ein. Dieses Erscheinen that die Wirkung einer Douche mit kaltem Wasser auf den Feuerkopf unseres Romantikers. Paul war ungemein blaß, sein verzerrtes Antlitz drückte ein tiefes, inneres Leiden aus. Ernest ging ihm lebhaft entgegen.

„O, wie lang ist es schon, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe!" rief er aus und reichte Paul die Hand.

Der Mediciner nahm diese Hand nicht an.

„Nun," fragte Ernest, „was hast Du denn? — Stehen wir etwa auf üblem Fuße, ohne daß ich es wüßte?"

„Mit Dir," erwiderte Paul in einem harten, trockenen Tone, „mit Dir werde ich keine Phrasen machen . . . wozu sollte es nützen? . . . Du weißt, daß ich liebe und eifersüchtig bin . . . Nun, ein Eifersüchtiger ist ein Lauscher. Ich lag gestern Abends in der La Bruyère-Straße im Hinterhalte. Ich sah Dich um neun Uhr Abends zu Susanne gehen . . . bis sechs Uhr Früh warst Du von dort noch nicht weggegangen."

„Das ist wahr."

„Du bist also Susannens Liebhaber . . . ich will wissen, seit wann?"

„Ich bin nicht Susannens Liebhaber."

„Wirklich!" rief Paul mit ironischem Lächeln, „was hast Du also die ganze Nacht bei ihr gethan?"

„Obgleich ich Deine Frage ziemlich lächerlich finde, so will ich doch unserer alten Freundschaft wegen darauf antworten . . . Ich las Susanne den Roman vor, wozu Du mir selbst das Sujet gegeben und von dem hier das Manuscript liegt."

„Und diese Lectüre hat die ganze Nacht gedauert?"

„Beinahe. Als ich an's Ende damit kam, war es mir schon zu spät, um zu Fuße nach Hause zurückzukehren und ich bin in einem Lehnstuhl eingeschlummert."

Das entbehrte nicht der Wahrscheinlichkeit. Doch war Paul nicht vollkommen überzeugt.

„Schwöre mir auf Deine Ehre, daß Du mir die Wahrheit sagst," rief er, „schwöre mir, daß Du Susanne nicht liebst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Röthe stieg Ernest in's Gesicht.

„Brauchst Du denn einen Eid, um mir zu glauben?" fragte er; „ist Dir mein Wort nicht genügend?"

„In jedem anderen Falle: ja; heute: nein!"

„Nun denn, desto schlimmer für Dich, . . . ich werde Dir nichts beschwören, denn mir scheint, daß ich Dir über meine Handlungen keine Rechenschaft schuldig bin."

„Ich weiß, was ich aus Deiner Weigerung zu schließen habe."

„Schließe, was Dir beliebt . . . Ueberdies ist Susanne nicht Deine Frau! . . . sie ist nicht einmal Deine Geliebte. — Ja, sie liebt Dich nicht und wird Dich auch niemals lieben."

„Hat sie Dir das etwa gesagt?"

„Ja wohl! . . . und ich rathe Dir, höre auf, Dich mit ihr zu befassen."

„Damit ich Eurer Liebe das Feld räume, nicht wahr? O nein, das wird nicht geschehen, ich werde mich zwischen sie und Dich stellen."

„Mit welchem Rechte?"

„Mit dem Rechte der verschmähten Liebe, die sich rächt; mit dem Rechte der von Dir unwürdig verrathenen Freundschaft!"

„Ich hätte Dich verrathen? Du bist verrückt!"

„O nein! ich bin nicht verrückt . . . aber Du — leider! — Du bist feige!"

XXI.

Ein entwichener Galeerensklave.

Ernest war ganz und gar nicht das, was man einen „kräftigen Adler" nennen kann. Er hatte sich noch niemals geschlagen und wir können behaupten, daß er von Herzen gern ein Duell vermieden hätte. Man kann ihm aber auch eben so wenig zum Vorwurfe machen, daß er jene unedle Feigheit be-

saß, welche unter der Beleidigung den Kopf des Beleidigten beugt und ihn hindert, sich einer Unbill gegenüber wieder aufzurichten. Das Wort „feige" war mehr, als Ernest vertragen konnte. Er bäumte sich, wie sich ein sonst ruhiges Pferd unter der Peitsche zu bäumen pflegt.

„Ha doch," rief er, „weißt Du, daß Du mich da beschimpfest?"

„Ha, zum Teufel! das will ich eben."

„Glaubst Du etwa, die Sache gehe so vorüber?"

„Ich hoffe nicht . . . so zwar, daß ich Dich, wolltest Du Dich weigern, mit mir zu kämpfen, ohrfeigen würde, um Dich dazu zu zwingen."

„Herr Paul Lascours," sagte Ernest mit einer gewissen Würde, „ich habe Ihnen oft die Hand gedrückt und Sie befinden sich im Augenblick in meiner Wohnung. Ohne diese zwei Rücksichten, die Sie schützen, hätte ich bereits meinen Stock über Ihrem Gesichte zerschlagen."

„Diesen Abend werden meine Zeugen bei Ihnen sein," sagte Paul.

„Ich werde sie erwarten und die meinigen bereit halten."

Nach dieser stürmischen Erklärung ging Paul fort. Als Ernest wieder allein war, machte er sehr düstere Betrachtungen in Betreff der verdrießlichen Resultate, welche nunmehr sein gestriges Glück nach sich zog. Er fühlte recht gut, daß er Susanne nicht liebte und vielleicht Gefahr laufe, sich ihretwegen tödten zu lassen. Das machte ihm wenig Freude. Es gab aber keinen Ausweg, um ohne Schmach zurücktreten zu können, und der junge Mann — sagen wir es zu seinem Lobe — dachte auch gar nicht daran. Anstatt auszugehen, wie es anfangs in seiner Absicht lag, schrieb er an zwei Freunde, um sie zu sich zu bitten, und der nächste Bote wurde genommen, daß er diese Briefe augenblicklich forttrage.

Die jungen Leute waren zu Hause und ließen nicht auf sich warten. Ernest setzte ihnen auseinander, was er von ihrer Freundschaft und Gefälligkeit erwarte, und erklärte ihnen umständlich die Ursachen des Streites. Beide fanden diese Ge-

schichte absurd und beklagenswerth, erkannten aber auch zugleich, daß ein Duell unvermeidlich wäre, wenn anders Paul Lascours sich bei Ernest nicht entschuldigen wollte; allein diese Voraussetzung schien nicht annehmbar. Der junge Schriftsteller und seine Freunde warteten nun auf die Secundanten des Mediciners. Sie harrten mehrere Stunden vergeblich. Endlich klopfte es an die Thüre.

„Sie sind es!" sagte Ernest und beeilte sich aufzumachen.

Es war aber einfach nur der Portier des Hauses und brachte einen Brief. Ernest sah auf die Unterschrift.

„Die Schrift ist von Paul," sagte er; „was kann er mir sagen?"

Und während er diese Frage an sich stellte, zerriß er den Umschlag. Er las mit lauter Stimme was folgt:

„Ich habe nachgedacht . . . ich werde mich mit Dir nicht schlagen. Ich bedauere den Auftritt von diesem Morgen. Ich hatte Unrecht, ich erkenne es und bitte Dir ab. Ich sehe es ein, daß es mehr als eine Narrheit, daß es eine Dummheit wäre, wenn zwei ehrenhafte Männer wegen solch' eines leichtfertigen Wesens, wie Susanne ist, um ihr Leben spielen würden. Uebrigens hast Du Dir nichts vorzuwerfen. Susanne ist eine jener Sirenen, denen Niemand zu widerstehen vermag. Ihretwegen hätte ich meinen besten Freund hundertmal getäuscht.

„Ich wünsche Dir bloß, Du möchtest sie nicht lieben, denn sie würde Dir ein grausames Leid bereiten. Da ich selbst diese schmähliche und entehrende Liebe nicht aus meinem Herzen zu reißen vermag und in diesem Augenblick eine Feigheit in den Augen der Welt begehe, so kann ich nicht länger hier bleiben und reise ab. Die Luft von Paris ist für mich Gift; die Atmosphäre, in welcher dieses Weib athmet, versengt mich. Ich will in der Provinz Ruhe, Vergessenheit und Ehre suchen.

„In dem Augenblick, wo dieser Brief zu Dir kommt, werde ich schon auf dem Wege nach dem schönen Lande sein, wo wir Beide geboren wurden. Vielleicht werden wir uns eines Tages, wenn wir uns wieder begegnen, die Hände drücken — mit

einem Lächeln der Verachtung und des Bedauerns über die Vergangenheit.

„Ich wünsche und hoffe das.

Paul Lascours."

„Nun denn," fragte Ernest, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, „was denkt Ihr darüber?"

„Meiner Treu," entgegnete einer der jungen Leute, „ich denke, er hat Furcht gehabt."

Ernest schüttelte den Kopf.

„Nein!" entgegnete er; „Paul hatte nicht Furcht; ich kenne ihn besser als Ihr, seht Ihr, und ich erkläre, daß mehr Muth liegt in dem, was er gethan hat, als in allen Zweikämpfen der Welt."

„Es ist möglich," versetzte der junge Mann, welcher früher gesprochen; „allein ich möchte nicht an seiner Stelle sein mit dieser Art Muth, wegen dem man auf ihn mit Fingern zeigt."

„Weil die Welt absurd ist."

„O, ich widerspreche dem nicht; allein weder ich noch Du machen es anders. Lassen wir also die Welt wie sie ist, und wenn wir in gutem Einvernehmen mit ihr leben wollen, so halten wir uns an die Gesetze, die sie uns gibt."

„Ja, weil man zum mindesten nicht mächtig genug ist, ihr die seinigen aufzulegen."

„O, das geht in die Absonderlichkeit des Paradoxen. Behaupte also diesen Grundsatz nicht . . . Du würdest Dich vergeblich abmühen. Nun, mein Lieber, sieh, es wird schon spät, Du bedarfst unser nicht mehr, und ich bin Deinetwegen sehr froh. Also guten Abend!"

„Wohin geht ihr?"

„Nun, zum Essen."

„Habt Ihr keine andere Einladung, so speiset mit mir."

„Recht gerne."

Ernest führte die Zeugen des unterbliebenen Duells zu den Frères Provençaux, und alle Drei beschlossen fröhlich den Abend im Theater des Palais-Royal. Man spielte den „Ita-

lienischen Strohhut". Susanne saß in einem Vorderplatze mit Tournesol. Sie hatte dieses Stück nun zum dreizehnten Mal aufführen sehen. Sie schickte mit den kleinen Fingerspitzen einen Kuß an Ernest. Dieser antwortete darauf nur mit einem fast ceremoniösen Gruße. Er war nahe daran gewesen, sich wegen Susanne zu schlagen und der Hinblick auf diesen Zweikampf hatte ihn seltsamer Weise abgekühlt.

Susanne bemerkte diese Kühle, war den ganzen übrigen Theil des Abends sichtlich verstimmt und erwies sich hart bis zur Grausamkeit gegen den unglücklichen Tournesol.

* * *

Es war kein Widerspruch, was wir Ernest behaupten hörten. Wir sind, wie er, der Ansicht, daß Paul auf ganz andere Weise Muth bewiesen hat, indem er lieber Paris verließ, als sich der Gefahr eines Duells unterzog. Der kühne Duellant beweist eine gemeine Verwegenheit.

Da aber Paul jener nutzlosen und traurigen Liebe entsagte, welche ihn zu Susannens Füßen bannte, so lieferte er den Beweis einer wunderbaren moralischen Stärke.

Unerhört! Seltsam ohne Gleichen! Es ist dies bis jetzt das erste Beispiel, daß ein solcher Liebessklave seine Kette zerbrochen hat!

* * *

Am folgenden Morgen freute sich Ernest über sich selbst, daß er auf so wohlfeile Art Muth bewiesen habe, und machte sich an die Arbeit, aus seinem Buche ein Drama zu bilden, wie ihn Susanne es zu thun aufgefordert hatte. Der Unglückliche wußte nicht, welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten er begegnen würde.

Einen Roman zu schreiben, das geht von selbst, der erste Beste wird das gut oder schlecht zu Stande bringen. In einem Romane ist die Handlung frei, der Verfasser ist Herr der Sache, das Erzählen kann seinen Gang gehen und sich, wie man eben will, bald zur Rechten, bald zur Linken wenden. Es ist da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alles erlaubt: Episoden, Ausweichungen, Nebenhandlungen. Weiß der Romantiker nichts zu sagen, so hindert ihn nichts, Dinge einzuweben, die seinem Gegenstande ganz fremdartig sind. Fehlt es ihm an einem Ausdruck, so kann er die Lücke mit einer Reihe von Punkten ausfüllen . . . . . Genirt ihn eine seiner Personen, so läßt er sie weg. Braucht er eine neue, so führt er sie ohne Umstände ein. Für ihn existiren die Gesetze des Raumes und der Zeit nicht. Er hat die unermeßliche Quelle von Beschreibungen, welche gewisse junge Schriftsteller stark nützen und ihre Romane zu [wahrhaften rhetorischen Erweiterungen machen.

Kurz, es ist schwierig, sehr schwierig, einen guten Roman zu machen. (Wie viel hat denn unsere Zeit deren hervorgebracht?) Dagegen ist nichts leichter, als einen schlechten oder auch nur mittelmäßigen in die Welt zu setzen.

Ein Drama aber ist etwas ganz Anderes. Die Erzeugung eines Theaterstückes, selbst eines mittelmäßigen, ja sogar eines schlechten, hat bedeutende Schwierigkeiten. Die Anordnung der Scenen verlangt in selbst dem kleinsten Vaudeville die scrupulöseste Sorgfalt.

Einen ganzen Roman dramatisch in fünf Acte einschließen, ist für einen Ungeübten so viel, als sollte er eine Stadt bauen, ohne Architekt zu sein. Man verliert und verwirrt sich dabei. Der Geist verirrt sich in den vielfältigen Combinationen, in einem unentwirrbaren Gemenge von Thatsachen und Zwischenfällen, die man in eine logische Ordnung zu bringen, in Scenen einzureihen und in wohlberechneter Progression bis zur Lösung geschickt fortzuführen hat.

Balzac zum Beispiel hat nie ein Theaterstück zu machen verstanden. Der wirkliche „Mercadet" ist von Ennery.

Und ohne daß ich der Schwierigkeiten gedenke, welche das Gewebe eines Drama bietet, fühle ich die Ideen bereits in meinem Gehirn sich verwirren und bin versichert, daß ich ganz unverständlich werde. Ist es wahr, was ich hier sage? ja oder nein!

Nun denn! ein solches Werk unternahm der junge Ernest mit einer naiven und vollständigen Unwissenheit der Gefahr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

XIX.

(Montépin's Romane II. Serie.)

Susanna, I. Thl. 1. Abthlg. Cap. XXV

Das Drama.

XXII.

Das Drama.

Nachdem Ernest einen ganzen Monat lang rastlos gearbeitet hatte, bei Tag ohne Ruhe, des Nachts ohne Schlaf, schrieb er das Wort „Ende" und das letzte Wort seines Theaterstückes.

Dieses Stück, halb Lustspiel und halb Drama, hatte den nämlichen Titel wie sein Roman: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten." Nur der Nebentitel war ausgelassen.

Es hatte fünf Aufzüge und einen Prolog in zwei Theilen.

Erster Theil des Prologs.

(Die Scene spielt in der Touraine, im Schlosse des jungen Marquis Roger von Balestac.)

Roger, in Jagdkleidung, sitzt bei einem Frühstück mit jungen Leuten, welche sich eben zum Ausritt auf die Jagd anschicken. Man hört im Schloßhofe die Pferde wiehern, die Hunde bellen, und die Bereiter Fanfaren anstimmen. Die jungen Leute trinken und singen, die Freude ist lärmend. Roger allein ist gedankenvoll und tiefsinnig. Man macht sich darüber lustig, er leert nach einander mehrere Gläser Champagner, wird allmälig lebhafter, erreicht die Lustbarkeit der anderen Trinkgenossen uud ruft:

„Meine Herren, dieses Frühstück ist ein Abschiedsmahl!"

„Was, Du verläßt uns?"

„Nein, aber ich gebe mein Junggesellenleben auf, ich heirate!"

„Ah, und wen denn?"

„Fräulein Laura von Saverny."

„Hunderttausend Livres Renten, ein entzückendes Gesichtchen . . . Bravo, Marquis, bravo!"

„In acht Tagen findet die Trauung statt, und ich lade euch hiermit sämmtlich zur Hochzeit."

„Danke! danke! und wir werden kommen . . . Aber sage, liebst Du auch Deine Frau?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, gewiß liebe ich sie . . . wie man eine Frau lieben muß, die man heiratet."

„Soll das heißen: es ist eine Convenienzheirat?"

„Convenienz und Neigung . . . es ist Alles dabei vereinigt."

Man bringt Toaste aus auf die künftigen Gatten. Eine noch lautere Fanfare erschallt. Die jungen Leute gehen ab mit Ausnahme des Vicomte von Tizy, der mit Roger allein zurückbleibt.

„Mein lieber Marquis," sprach der Vicomte zu ihm, „ich glaube nicht, daß Deine bevorstehende Heirat die Ursache Deiner im Augenblick so düstern Stimmung ist."

„Nein, gewiß nicht."

„Also beschäftigt Dich irgend Etwas, und ich glaube die Quelle Deines Mißmuths zu erraten."

„Und was meinst Du?"

„Ich hörte von einem Verhältnisse munkeln, von einer Geliebten, einem jungen Landmädchen . . . hab' ich Recht?"

Eben als Roger antworten will, tritt ein Bedienter ein und meldet:

„Fräulein Paquerette wünscht den Herrn Marquis zu sprechen."

„Später!" rief Roger lebhaft, „ich kann sie jetzt nicht empfangen . . . ich bin nicht allein . . . sie soll später wieder kommen."

Der Bediente geht ab.

„Das ist jenes Landmädchen, nicht wahr?" fragt der Vicomte.

„Ja."

„Du hast also noch nicht mit ihr gebrochen?"

„Leider nein!"

„Also ein ernstliches Verhältniß?"

„Höre selbst, und urtheile dann."

Roger erzählt nun dem Vicomte von Tizy, daß Paquerette eine Waise ist. Ihr Vater, ein Forsthüter des Schlosses, ist vor acht Jahren in höchst unglückseliger Weise bei einer

Eberjagd durch einen Flintenschuß des alten, seitdem verstorbenen Marquis von Balestac getödtet worden.

So lange Paquerette ein Kind war, hat sich Roger ihrer wie einer Schwester angenommen und es ihr in der niederen Hütte, welche sie niemals verlassen wollte, an nichts fehlen lassen. Eines schönen Tages aber bemerkte er, daß Paquerette sechzehn Jahre zähle und schöne, schwarze Augen habe. Und er verführte die Waise, die ihn auf's Zärtlichste liebte.

Diese ihre Liebe zu ihm setzt ihn in peinliche Verlegenheit; seine Neigung zu ihr war längst schon vergangen. Er will sich jetzt verehelichen und muß somit nothwendig mit Paquerette brechen; er weiß aber nicht, wie er das anstellen soll. Er möchte auf alle Fälle jede Rührscene, jeden Verzweiflungsausbruch vermeiden.

„Nichts ist einfacher als das," antwortet der Vicomte, „gib ihr Geld."

„Wird sie es annehmen?"

„Noch nie hat ein junges, verführtes Mädchen eine gute Abfindung mit einer Leibrente oder dergleichen zurückgewiesen . . . versuche es nur, Du wirst sehen."

„Vielleicht hast Du Recht. Ich werde Deinen Rath befolgen, sobald wir von der Jagd zurückkehren."

Die beiden jungen Männer beeilen sich, um ihre Gefährten einzuholen.

Zum größten Erstaunen Roger's aber meldet man in diesem Augenblick die Gräfin von Saverny und Fräulein Laura, ihre Tochter, die auch gleich darauf in Amazonenkleidung eintreten.

Sie waren vor das Schloßgitter geritten und hatten hier die Vorbereitungen zu einer großen Jagd gesehen.

Laura hatte ihre Mutter gebeten, an dieser Jagd mit ihr theilzunehmen, und die Gräfin hatte, in Anbetracht des Verhältnisses, in welchem ihre Tochter zu Roger stand, nicht geglaubt, dieser ihre Bitte abschlagen zu müssen.

Die Pferde dieser Damen sind erschöpft; Roger gibt Befehl, daß für sie allsogleich frische Pferde gesattelt werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er bittet den Vicomte von Tizy, die Damen in den Salon zu begleiten, wo sie eine Weile ausruhen sollen, während er selbst die zwei sanftesten Ponys in seinen Stallungen auswählen würde. In dem Augenblick als er über die Schwelle tritt, steht er vor Paquerette.

„Sie hier?" rief er, „welche Unbesonnenheit!"

„Sie kamen nicht mehr zu mir; und so mußte ich doch zu Ihnen kommen."

„Nun, ich verspreche Ihnen, zu kommen, sobald ich von der Jagd zurückgekehrt bin; aber jetzt, wie Sie sehen, habe ich keine Minute Zeit übrig; man erwartet mich . . ."

„Roger, ich bitte, ich habe Ihnen etwas zu sagen, was keinen Aufschub erleidet."

„Auch ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, jedoch später . . ."

„Nein, Roger, auf der Stelle."

Bei der Dringlichkeit, mit welcher Paquerette ihre Bitte aussprach und um einen Auftritt zu vermeiden, entschloß sich der junge Mann, sie anzuhören.

Paquerette wirft ihm mit Bitterkeit vor, daß er sie nicht mehr liebe. Roger wird, durch diese Vorwürfe gereizt, etwas lebhaft und hart. Paquerette bricht in Schluchzen aus. Roger nimmt Feder und Papier und schreibt eilig einige Zeilen.

„Hier ist, was ich Ihnen zu sagen habe," sprach er dann, „ich liebe Sie nicht mehr, ich kann, ich mag, ich darf Sie nicht mehr lieben. Nehmen Sie dieses Papier, es sichert Ihnen dreitausend Livres Renten und bedenken Sie, das von diesem Augenblick an zwischen uns Alles ein Ende hat, ein Ende haben muß."

„Geld!" rief Paquerette und zerriß den Schenkungsbrief . . . „ich will nichts davon! Aber mich zu verlassen haben Sie nicht mehr das Recht, denn ich stehe im Begriffe, Mutter zu werden."

„Lüge!" murmelte der junge Mann, vor Schrecken erblassend.

„Ich schwöre Ihnen vor Gott und allen Heiligen, daß ich die Wahrheit spreche."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun! ich will Sorge tragen für dieses Kind . . . aber entfernt, im Verborgenen."

„Warum insgeheim? es ist Ihr Kind!"

„Paquerette? Sie müssen Alles erfahren . . . ich will mich verehelichen."

Das junge Mädchen stieß einen Schrei aus und fiel bewußtlos nieder. Roger fängt sie mit seinen Armen auf. Die Thüre im Hintergrunde geht auf.

„Unglückseliger!" rief der Vicomte von Tizy eintretend, „die Damen folgen mir auf dem Fuße, Du bist verloren!"

„Rette mich! Um's Himmels willen, rette mich!" antwortet ihm Roger.

Der Vicomte umfaßt die ohnmächtige Paquerette und trägt sie in ein anderes Zimmer. Roger eilt Laura und der Gräfin von Saverny entgegen und bietet der Letzteren seinen Arm. Sie entfernen sich durch die Thür, welche zur Vortreppe des Schlosses führt.

„Es war hohe Zeit," sprach der Vicomte von Tizy, während er ihnen nachfolgte.

Das Theater bleibt eine Secunde lang leer. Eine Fanfare und Freudenschrei verkünden den Auszug der Jäger und der Amazonen.

Paquerette verläßt hierauf bleich und mit zerrauften Haaren das Seitengemach, wohin sie der Herr von Tizy getragen hatte.

„Er heiratet!" stammelt sie mitten unter Schluchzen, „er heiratet . . . und mein Kind soll keinen Vater haben! O, das will ich verhindern!"

Sie wankt einige Schritte vorwärts, dann ruft sie:

„Ah, welch' ein Leiden! . . . welch' ein seltsamer Schmerz zerreißt mir daß Innerste. Mein Kopf glüht, mein Herz hört auf zu schlagen; oh, ich sterbe, ich sterbe!"

Sie fällt auf die Knie, stößt einen gellenden Schrei aus und wird von Neuem ohnmächtig.

(Der Vorhang fällt nach dem ersten Theil des Prologs.)

XXIII.

Das Drama.

(Fortsetzung.)

Zweiter Theil des Prologs.

(Die Scene spielt im Salon des Schlosses von Saverny am Vermälungstage von Roger de Balestac und Laura.)

Die Eltern und Verwandten der zwei Verlobten sind in dem großen Saale von Saverny versammelt. In fünf Minuten wird man in die Kapelle gehen, wo Roger und Laura getraut werden sollen. Roger tritt ein und empfängt die Glückwünsche, welche Jeder an ihn richtet. Das Läuten einer Glocke verkündet, daß die Ceremonie alsbald beginnen werde. Laura und ihre Mutter erscheinen. Roger bietet seiner Braut den Arm und gefolgt von allen geladenen Gästen, schreitet er mit Laura der Kapelle zu. Im Saale bleiben zwei Bediente zurück, welche Alles in Ordnung bringen und inzwischen mit einander plaudern. Der eine von ihnen ist jener Diener, welcher im ersten Theile des Prologs Roger gemeldet hat, daß ihn Fräulein Paquerette zu sprechen wünsche.

Dieser Bediente beschäftigt sich mit einem jungen Landmädchen. Er gedenkt der seltsamen Ereignisse vor vierzehn Tagen im Schlosse von Balestac an jenem Tage der großen Jagd, an welcher Fräulein von Saverny und ihre Mutter theilnahmen.

Nach dem Fortgange des Marquis hat man Paquerette wirklich ohnmächtig gefunden. Als sie wieder zu sich gekommen, war sie in ein seltsames Delirium verfallen, wobei der Name Roger's stets auf ihrer Zunge war.

Als man Paquerette in ihr Häuschen zurückgebracht und den Arzt gerufen hatte, hatte dieser erklärt, das junge Mädchen sei gesegneten Leibes und würde vor der Zeit entbinden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diese Vorhersagung war auch wirklich eingetroffen. Paquerette hatte vor neun Tagen ein Mädchen geboren.

Bedientenvolk ist allerorten geschwätzig und boshaft; was es nicht weiß, das erräth es, und was es nicht erräth, das erfindet es. Nun gehörte bei den hier obwaltenden Umständen nicht viel Einbildungskraft dazu, um Licht in die Sache zu bekommen. Die Thatsachen haben so zu sagen aus sich selbst gesprochen. Die Bedienten waren daher nicht im Irrthume, da sie die Vaterschaft von Paquerette's Kind dem Marquis Roger zuschrieben.

„Glücklicherweise," sagte einer der Domestiken am Schlusse dieser Scene, „glücklicherweise liegt Paquerette noch lange Zeit im Bette und weiß es nicht, daß mein junger Herr heiratet; sonst hätte sie, wie ich ihren Charakter kenne, heute gewiß ein Spektakel hier angefangen, das für die Vermälten eben nicht angenehm gewesen wäre."

Der Bediente hat diese Worte kaum gesprochen, als Paquerette erscheint . . . leichenfahl . . . ihr Kind auf den Armen . . . wankend . . .

Die beiden Bedienten erschrecken ungemein und suchen sie zu entfernen. Sie widersetzt sich. Sie drohen, Gewalt anzuwenden.

„Tödtet mich!" antwortet sie ihnen, „allein lebend gehe ich nicht von hinnen . . . ich muß Roger sehen . . . ich muß diese unmögliche Heirat verhindern."

„Diese Heirat verhindern! . . . sind Sie wahnsinnig? . . . Paquerette!"

„Warum?"

„Es ist zu spät."

„Wie?"

„Es ist Alles schon vorüber."

„Das ist nicht wahr! es ist nicht wahr!" schreit Paquerette und fängt bereits an, eine Beute des Wahnsinns zu werden; „ich will Roger sehen . . . will ihn sehen . . . er selber wird mir sagen, daß es nicht wahr ist!"

Die Glocke der Kapelle fängt wieder an zu läuten. Die

feierlichen Klänge verkünden, daß die Ceremonie vorüber ist. Die Vermälten begeben sich auf den Rückweg zum großen Salon.

Paquerette darf nicht länger mehr bleiben, denn ihre Gegenwart würde einen schrecklichen Auftritt hervorrufen. Die beiden Bedienten ergreifen das junge Mädchen und wollen sie fortschleppen; sie entwindet sich aber ihren Händen und stößt ein entsetzliches Geschrei aus.

Der Salon füllt sich mit Menschen. Roger tritt ein mit Laura, die nun Marquise von Belestac ist. Wie Paquerette Roger bemerkt, stürzt sie auf ihn zu, fällt ihm zu Füßen und ruft mit verzweiflungsvoller Stimme:

„Nicht wahr, diese Männer haben gelogen? . . . Nicht wahr, Du bist nicht verheiratet? . . . Nicht wahr, Du wirst Dein Kind nicht verläugnen?"

Roger erblaßt. Laura entfernt sich von ihm mit einer Art Schrecken. Die Marquise von Saverny zerfließt in Thränen und gibt ihren Unwillen durch abgebrochene Ausrufungen kund. Ein halblautes Gemurmel von Erstaunen und Unmuth läßt sich im Saale vernehmen.

Allein Roger erhebt den Kopf, wirft einen stolzen, gebieterischen Blick um sich und versetzt mit ruhiger, doch erschütternder Kraft: „Man führe dieses Weib hinweg, sie ist wahnsinnig, ich kenne sie nicht!"

Paquerette, welche bisher kniete, steht auf und schaudert zurück. Sie stößt einen Schrei aus, als hätte man ihr ein Messer in das Herz gestoßen. Ihr Kind entsinkt ihren Armen. Sie stürzt nieder, um nimmer aufzustehen. Sie ist todt!

„Die Unglückselige wollte mir übel," sagte dann Roger, „doch geschah das sicher in einem Anfall unbegreiflichen Wahnsinns. Sie ist bestraft. Ich verzeihe ihr und werde für ihr Kind sorgen."

Die Wirkung dieser Worte läßt nicht warten. Jene, welche bereits die Stimme gegen Roger erhoben, bewundern jetzt seinen zarten Edelmuth, die Gräfin von Saverny macht ihm ihr

Compliment. Laura drückt ihm sanft die Hand, während die Leiche der armen Paquerette weggetragen wird.

Der Vorhang fällt und der Prolog ist zu Ende.

Erster Act.

(Die Scene spielt in Paris bei Madame Pitois, einer Modenähterin, der Schutzfrau im Quartier Breda.)

Vierundzwanzig Jahre sind seit den Ereignissen, welche das Vorspiel enthält, verflossen.

Mehrere junge Mädchen arbeiten miteinander in der Werkstätte der Frau Pitois. Eines dieser Mädchen heißt Susanne. Sie gilt für eine Waise.

Zehn Jahre zuvor, als sie erst vierzehn Jahre alt war, führte sie zu dieser Nähterin ein Unbekannter, der sie aus einem kleinen Dorfe geholt hatte, in welchem sie bisher gelebt hatte und in einer Pächterfamilie erzogen worden war. Seitdem wurde der Frau Pitois eine jährliche Summe für den Unterhalt dieses jungen Mädchens bezahlt, wogegen sie die Verpflichtung übernommen hatte, das Mädchen heranzubilden und zu unterrichten.

Alle diese jungen Mädchen sind heiter und lustig, ausgenommen Susanne, auf deren Stirne düstere Traurigkeit und tiefer Unmuth lagern.

Alle singen frohe Lieder oder erzählen einander die heitere Odyssee ihrer Liebeleien. Susanne allein bleibt schweigsam und finster.

Das arme Kind ist ja eine Weise, sie hat keine Familie, Niemanden, der sie liebt. Von ihren Kameradinnen hatte Jede einen Geliebten, ihr aber machte Niemand den Hof, obgleich sie die Hübscheste war. Sie weint jeden Abend nach der Arbeit in ihrem Dachstübchen, anstatt zu schlafen. Ihre Sonntage bringt sie einsam und verlassen zu, indeß alle jungen Mädchen von Paris tanzen und sich unterhalten.

Ueberdies hat Frau Pitois ein scharfes Auge auf Susanne: sie findet Alles schlecht, was diese macht und dumm, was sie spricht. Da Susanne dies jeden Augenblick wieder-

holen hört, redet sie sich endlich selbst ein, daß sie ungeschickt und albern sei.

An diesem Tage beschäftigten sich die jungen Nähterinnen vornehmlich mit einem schönen jungen Manne, dem sehr reichen Baron von Besnard, der ein paarmal in die Werkstätte kam mit einer modischen Lorette, deren Liebhaber er ist und die bei Madame Pitois sehr viel arbeiten läßt. Eines dieser Mädchen behauptet, der junge Baron habe sie mit ganz besonderer Aufmerksamkeit angeblickt.

„Nein," schrie eine Andere, „mich hat er angeblickt!"

„Nein, mich!"

„Mich!"

„Mich! mich!"

Großer Streit, großer Lärm in der Nähstube. Frau Pitois kommt auf diesen Lärm herbei, ruft darüber ein Hollah! über's andere und gibt Susannen Schuld an diesem Lärm, welche doch mitten unter diesem verwirrten Geschrei geschwiegen hatte. Susanne hält an sich und gibt keine Antwort.

Frau Pitois geht wieder fort und der Streit erneuert sich. Plötzlich aber wird das Stillschweigen wie durch einen Zauberstab hergestellt. Der Baron von Besnard tritt nämlich in die Werkstätte. Der scheinbare Zweck seines Besuches ist, daß er um das Muster zu einigen Stoffen fragt. Dabei findet er aber Mittel, sich Susannen zu nähern.

„Fräulein," spricht er ganz leise zu ihr, „ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen."

„Mit mir mein Herr?"

„Mit Ihnen, und zwar allein mit Ihnen."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Sie werden es erfahren, allein ich wiederhole Ihnen, wir müssen allein sein."

„Es handelt sich also um ein Geheimniß?"

„Um ein Geheimniß, von dem Ihr Glück abhängt."

„Nun denn, heut Abend, wenn diese Mädchen fortgegangen sind, bleibe ich allein im Atelier."

„Ich werde kommen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der junge Mann nimmt die Muster, verbeugt sich höflich gegen die Arbeiterinnen und geht fort.

„Was sagte er Dir denn ganz still?" fragte eine der Grisetten Susannen.

„Er zog mich zu Rathe wegen einer Garnitur . . ."

„Und was gabst Du ihm zur Antwort?"

„Er möge sich an Euch wenden, meine Fräulein, denn ihr hättet bessern Geschmack als ich."

Es folgen noch zwei oder drei Auftritte, Ausfüllscenen, ganz unnütz und nur angebracht, um dem Acte die nothwendige Länge zu geben, die er sonst nicht hätte.

Die Arbeiterinnen gehen zum Diner. Eine von ihnen singt, wie es in jedem ansehnlichen Drama zu geschehen pflegt, ein Lied, worauf die Grisetten nach und nach die Werkstätte, in welcher Susanne allein zurückbleibt, verlassen.

XXIV.

Das Drama.

(Fortsetzung.)

Susannens Herz schlägt sehr stark. Sie weiß, daß der Baron von Besnard kommen wird, und fragt sich, was er denn von ihr wollen mag und welches Geheimniß er ihr anvertrauen wird. Vielleicht ahnt sie schon, daß es sich um Liebe handelt, allein sie verweilt nicht bei diesem Gedanken.

Man hört ein leises Geräusch. Es ist der Baron. Er sagt Susannen, daß er sie seit dem Tage liebe, an welchem er sie zum ersten Male gesehen.

Er ließ vor ihren Augen die Zauber der seligen Existenz schimmern, die er ihr verhieß: anstatt unaufhörlicher Arbeit so süße Muße; bedient zu werden, statt zu dienen; schön zu sein nach eigenem Gefallen, und diese Schönheit noch durch alle sinnreichen Kunstmittel der Koketterie zu erhöhen; nunmehr selbst

flimmernde Kleider zu tragen, anstatt sie für Andere anzufertigen; Bälle, Schauspiele, Liebe, kurz, alle Vergnügungen.

Susanne ist anfangs verblendet. Schon will sie nachgeben, doch ein Gedanke hält sie noch zurück: das Leben, welches sie jetzt führt, ist zwar trübselig, jedoch ehrbar; jenes luxuriöse Leben, das man ihr bietet, verlockt zwar, aber es entehrt.

Sind Arbeit und Armuth nicht mehr werth, als Vergnügen und Sünde im Geleite der Schande?

Susanne widerstrebt also. Sie wird dem Baron von Besnard nicht folgen.

Jetzt hört man die Stimme der Frau Pitois, welche Susannen ruft. Der junge Mann muß das Atelier verlassen; bevor er aber fortgeht, sagt er noch zu der Arbeiterin, daß ein Wagen an der Straßnecke, zwanzig Schritte vom Hause, stehe, und daß er in diesem Wagen bis Mitternacht auf sie warten werde.

Frau Pitois tritt auf die Bühne. Sie ist in abscheulicher Laune und überhäuft unter lächerlichen Vorwänden Susanne mit den heftigsten und ganz unverschuldeten Vorwürfen. Der Zorn der Frau Pitois hat darin seinen Grund, weil der Geschäftsträger, welcher jährlich am bestimmten Tage die festgesetzte Summe für die Unterhaltung des jungen Mädchens brachte (welche Summe Frau Pitois gewissenhaft bis auf den letzten Kreuzer einfordert), noch nicht erscheinen ist. Die Zahlungsfrist ist nun seit zwei Tagen bereits verstrichen.

Susannens Zurückhaltung und Schweigen rühren die Megäre nicht. Sie wirft vielmehr dem Mädchen vor, daß sie ihr zur Last liege und weit mehr koste, als sie je zu verdienen vermöge.

Susanne, auf's Tiefste verletzt, erhebt den Kopf und antwortet: weit entfernt, daß sie der Frau Pitois Etwas koste, bringe sie ihr noch Vieles durch ihre beständige und unvergoltene Arbeit ein. Die Nähmeisterin, durch den Widerspruch gereizt, wird noch mehr entflammt, und geräth dergestalt in Zornwuth und Paroxysmus, daß sie Miene macht, Susanne zu schlagen. Dazu jedoch läßt es diese nicht kommen. Sie hüllt sich in ihren kleinen Shawl und sagt:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sie werden mir nicht lange mehr das Brot vorwerfen, das ich esse und sehr wohl verdiene. Erinnern Sie sich, Madame, in Ihrer Sterbestunde, daß ich ohne Sie ein ehrbares Mädchen geblieben wäre."

Sie öffnet die Thüre des Ateliers und geht fort.

Frau Pitois folgt ihr erstaunt mit den Augen und sieht sie in einen Wagen steigen, indem ihr ein Livreebedienter den Kutschenschlag öffnet, worauf sie rasch von dannen fährt.

„Die geht zu Grunde," murmelt Frau Pitois.

Als sie zurückkehrt und die Thüre zumachen will, kommt der Geschäftsträger, um ihr die Jahrespension für Susanne zu bezahlen. Sie nimmt das Geld und schickt sich an, die Quittung zu schreiben, dann erzählt sie, es versteht sich nach ihrer Weise, was eben vorgefallen ist.

„Dieses junge Mädchen hat entschiedene schlechte Neigungen," versetzte der Geschäftsträger, „ich werde das ihrem Beschützer melden, der sich künftighin gewiß nicht mehr mit ihr befassen wird."

„Und er wird wohl daran thun," fügte Frau Pitois hinzu, „die Leichtfertige, die Abscheuliche, ich habe sie doch wie ein Kind des Hauses betrachtet, wie meine eigene Tochter gehalten, und nun verläßt sie mich so, es ist schrecklich!"

Zweiter Act.

(Die Scene spielt bei Fräulein Mirobolante, einem gefeierten Mädchen im Stadtviertel Breda. — Das Theater stellt einen sehr reich möblirten Salon vor, der zu einem Feste prachtvoll geschmückt und beleuchtet ist.)

Es sind erst sehr wenige Gäste angekommen. Einige junge Leute spielen Bouillotte oder plaudern miteinander. Unter diesen Letzteren befindet sich der junge Arthur von Balestac, Sohn des Marquis Roger, der in Paris sich aufhält, um die Rechte zu studiren.

Arthur, in der galanten Welt noch wenig bewandert, fragt, warum denn die Frau des Hauses auf die Einladungs-

karten mit großen Buchstaben setzen ließe: „Fränlein Susanne wird bei uns sein."

„Wie!" ruft einer der jungen Männer, „Du kennst Susanne nicht?"

„Nein, ich gestehe es."

„Hast Du nie von ihr reden hören?"

„Niemals."

„Das ist seltsam."

„Aber es ist so."

„Nun denn, mein Lieber, Susanne ist eine Berühmtheit, eine Erscheinung, ein Stern; deßhalb setzt man sie auf das Festprogramm, als ob man Levassor oder die pyrenäischen Sänger darauf setzte."

Dann erzählt der junge Mann Arthur, daß im vorigen Jahre der Baron von Besnard in die hohen Regionen der Galanterie ein junges Mädchen von glänzender Schönheit und voll Geist versetzt habe, von der Niemand wußte, woher sie gekommen und wie sie heiße. Das war Susanne.

Der Baron verstand es aber nicht, sie mit unlöslichen Banden zu fesseln. Nach Verlauf eines Monats verließ ihn Susanne und schenkte einem anderen Anbeter Gehör. Seit einem Jahre hatte sie das Vermögen zweier moldau-walachischer Fürsten und dreier oder vier englischer Lords durch unsinnige Verschwendung zu Grunde gerichtet.

„Sei auf Deiner Hut, Arthur," fügt der junge Mann am Schlusse seiner Mittheilung hinzu, „gib Acht auf Dein Herz, denn Susanne sehen heißt sie lieben, und die Unempfindlichkeit, deren Du Dich rühmst, wird Dir nichts helfen . . ."

Die übrigen Theile des Actes hielten sich bis auf die, durch scenische Anordnung nothwendig gewordenen Veränderungen streng an die Erzählung von Paul Lascours, betreffs der Vorstellung von Ernest bei Susanne und der Soirée bei Camelia.

In dem Augenblick, wo der Vorhang fällt, gibt Susanne noch Arthur, der bereits in Liebe für sie aufflammt, ein Rendezvous für den folgenden Tag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dritter Act.

(Ein Boudoir bei Susanne.)

Seit dem Ball bei Fräulein Mirobolante waren zwei Monate verflossen. Arthur war selbstverständlich alle Tage zu Susannen gekommen, und seine Leidenschaft für sie machte ungeheuere Fortschritte.

Die Glut seiner Liebe erhöhte sich um so mehr, als er bis jetzt von seiner Schönen noch nicht die geringste Gunst zu erlangen vermocht hatte.

In einer Zwischenscene, welche allein einen Act ausmacht (die Ernest richtiger Tableau hätte nennen sollen), wirft er Susanne ihre höllische Koketterie vor. Sie liebt ihn nicht, denn sie will ihn nicht als Liebhaber annehmen, und gefällt sich darin, ihn leiden zu sehen. Sie hätte gut gethan, ihn lieber gar nicht zu empfangen, als mit einem anscheinenden Wohlwollen, und in ihm Hoffnungen zu erwecken, die sich nie realisiren sollten.

Was ist also der Beweggrund dieses seltsamen Benehmens, weßhalb macht sie ihn so unglücklich?

Susanne zerfließt in Thränen, denn die Arme hatte sich sehr verändert, und jene Koketterie, die ihr Arthur vorwarf, existirte nicht mehr bei ihr. Sie ist nicht mehr das Weib, welches verschmäht und spottet, sie ist beinahe ein scheues, furchtsames Mädchen.

„Aber kurz, sagen sie endlich," ruft Arthur in Verzweiflung, „warum wollen Sie mir nicht angehören?"

„Ich widerstrebe Dir, weil ich Dich liebe," stammelt Susanne.

„Sie lieben mich?"

„Mehr als mein Leben, und ich habe noch Niemand geliebt, als Dich!"

„Aber dennoch . . ."

„Und ich will," fuhr das Mädchen fort, „ich will diese himmlische Blume, die im Schlamme meiner Seele aufwuchs, rein und glänzend bewahren, meine Liebe zu Dir ist keusch und

heilig, und ich will sie nicht dadurch beflecken, daß ich Deine Buhlerin werde! Es wird ein Mann in der Welt sein, der nicht das Recht hat, mich zu verachten, und dieser Mann bist Du, Du, den ich liebe!"

„So ist es wirklich wahr, Du liebst mich?" rief Arthur entzückt.

„Ob ich Dich liebe! Für Dich gäbe ich mein Leben, das ohnedies Dein gehört, mein Herz, das Du gereinigt hast."

„Und Du wirst nie meine Maitresse werden?"

„Nie!"

„Nun denn, so werde mein Weib!"

„Dein Weib! ich?"

„Ja, Du, Susanne! Du, die ich mein ganzes Leben lieben werde, und die mich allein glücklich machen kann."

Susanne strahlt vor Freude. Allein diese Freude erlöscht fast eben so schnell.

„Ach!" seufzt sie, „es ist unmöglich!"

„Unmöglich?" wiederholt Arthur.

„Ja!"

„Warum?"

„Weil ich Deiner nicht würdig bin."

„Du bist meiner würdig, weil ich Dich liebe und weil Du meine ehrbare Frau sein wirst."

„Denk' an die Vergangenheit."

„Ich werde nie daran denken."

„Allein die Welt . . ."

„Was liegt an der Welt? erwarte ich von ihr mein Glück?"

„Arthur, Du würdest eines Tages das Opfer bereuen, welches Du mir heute bringen willst."

„Du glaubst das?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Täuschung."

„Nein, Wirklichkeit."

„Arthur, ich danke Dir auf den Knien für das, was Du für mich thun willst! Ich werde Dir beweisen, daß ich Dich eben so liebe wie Du mich liebst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Du willigst ein?"

„Nein, ich weigere mich, es muß geschehen, mein Freund, Deinetwegen."

Arthur steht auf und nimmt von einer Stelle im Boudoir einen Dolch.

„Du hast mir einmal gesagt," rief er, „daß die Klinge dieser Waffe mit einem tödtlichen Gifte bestrichen sei . . ."

„Ja, was ich Dir gesagt, ist wahr; aber in des Himmels Namen, Arthur, laß diese Waffe liegen; was willst Du damit thun?"

„Wenn Du nicht einwilligst, meine Frau zu werden," entgegnete der junge Mann und näherte die vergiftetete Klinge seiner Stirne, „so werde ich mich tödten, so wahr ich Dich liebe . . ."

„Ja, ja," stammelte Susanne mit vor Schrecken bebender Stimme, „ich willige in Alles, was Du willst."

Und so endet der dritte Act.

XXV.

Das Drama.

(Fortsetzung.)

Vierter Act.

(Das Theater stellt das Zimmer dar, welches Arthur im Hôtel garni bewohnt. Zur Rechten ist die Eingangsthüre dieses Zimmers. Im Hintergrunde links ein geschlossener Alkoven.)

Es ist Morgen; Arthur allein.

Er hat soeben an seinen Vater geschrieben, um ihm anzuzeigen, daß er Susanne heiraten wolle, und daß er heute noch eine Antwort haben kann und haben muß. Er erwartet mit Ungeduld die Ankunft des Eilboten.

Susanne tritt bei ihm ein. Auch sie ist begierig zu erfahren, was dieser erwartete Brief enthalten wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der junge Mann zweifelt nicht daran, daß der Marquis bereitwillig seine Zustimmung geben werde. Susanne, welche die Welt und das Leben besser kennt, ist weniger beruhigt. Der Thürhüter tritt ein und bringt mehrere Briefe.

Arthur erbricht sie mit fieberhafter Lebhaftigkeit. Aber seine Hoffnung ist fehlgeschlagen, keine Nachricht vom Marquis de Balestac. Was bedeutet dieses Schweigen? Susannens Unruhe theilt sich nun auch Arthur mit.

„Du siehst es, mein Freund," sagte sie zu ihm, „das sind die Kümmernisse und Sorgen, welche ich Dir verursache. Wäre es nicht besser, einem so unsinnigen Traume zu entsagen?"

„Was Du Traum nennst," rief Arthur, „ist das Glück, ich werde nie darauf Verzicht leisten."

Die beiden jungen Leute spinnen ein Liebesgespräch an und vergessen ihren Kummer, sie reden von der Zukunft und stellen sich dieselbe unter den lachendsten Farben vor.

Susanne bleibt noch bei Arthur und frühstückt mit ihm.

Arthur läutet, um Befehle zu ertheilen. Der Aufwärter kommt und meldet ihm, es sei ein betagter Herr, der Arthur sehr ähnlich sehe, angekommen, und verlange auf der Stelle mit ihm zu sprechen, ja, er stehe vor der Thüre, und warte eingeführt zu werden.

Der Aufwärter, welcher wußte, daß Arthur nicht allein sei, wollte ihn vorbereiten, ehe er diesen Herrn eintreten ließ.

„Es ist mein Vater!" ruft der junge Mann, dem es eine plötzliche Ahnung sagte.

„Was ist zu thun?" flüstert Susanne, „wo verberge ich mich?"

„Dort," entgegnet Arthur und öffnet eine Thüre des Alkovens, die er hinter dem Mädchen wieder schließt.

„Der Herr möge eintreten," sagt er dann.

Arthur hat sich nicht getäuscht, die Person, welche eintrat, ist wirklich sein Vater, der Marquis von Balestac.

Die Physiognomie desselben ist nicht Muth erweckend, er ist ruhig und ernst, stolz und strenge, und Arthur fühlt, daß

es zwischen ihm und seinem Vater einen harten Kampf geben werde. Er sucht ihm damit auszuweichen, daß er gegen den Marquis Verwunderung und Freude ausdrückt, die er bei dessen so unvermutheter Ankunft empfindet, und will ihn umarmen. Herr von Balestac aber stößt ihn mit schnöder Kälte zurück, und versetzt die Unterredung sogleich auf den eigentlichen Boden.

Nachdem sich nun Arthur anfangs mit gezwungener Unterthänigkeit gegen die zermalmende Logik des Herrn von Balestac vertheidigt hat, empört er sich endlich und ruft:

„Mein Vater, auch ich habe einen Willen, diesen Willen wird nichts erschüttern. Sie mögen dieses Mädchen überhäufen mit Ihren Schmähungen, dieses Mädchen wird doch Comtesse von Balestac!"

„Niemals! eher würd' ich Dich nicht mehr als meinen Sohn anerkennen."

„Sie haben nicht das Recht, mich zu verleugnen, Vater!"

„Ich würde Dich enterben."

„Was liegt mir daran? Nicht Vermögen ist's, nach dem ich strebe, Susanne ist's, die ich mir heut erringe!"

„Ich versage Euch meine Einwilligung."

„Ich bin seit zwei Tagen fünfundzwanzig Jahre alt, und das Gesetz gibt mir die Mittel an die Hand, Sie zu zwingen.

„Thue es, wenn Du es wagst."

„Ich werde es morgen thun, Vater."

Der Marquis entfernt sich in der höchsten Erbitterung. Arthur öffnet die Thüre des Alkovens. Susanne ist ohnmächtig.

Arthur wendet alle Sorgfalt an, und in dem Augenblick, wo sie wieder zu sich kommt, sagt er zu ihr:

„Susanne, vergessen Sie, was Sie gehört haben, und erheben Sie das Haupt, denn Sie sind von diesem Augenblicke an meine Frau, und ich werde es durchsetzen, daß man den Namen achte, den ich Ihnen gebe."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fünfter Act.

(Bei Susanne. Dieselbe Decoration wie im dritten Acte.)

Es wurden an den Marquis von Balestac die ehrfurchtsvollsten Vorstellungen und Aufforderungen gemacht, und Arthur erwartet die Folgen dieses zwar gesetzlich begründeten, aber immerhin sträflichen und verhängnißvollen Schrittes.

Susanne ist traurig, der schwärzesten Ahnungen voll. So viel auch Arthur sich bemüht, sie zu beruhigen, es gelingt ihm nicht, seine sanften Worte und zärtlichen Ermunterungen haben keine Wirkung auf die geängstigte Seele des jungen Mädchens.

„Ich fühle," seufzte sie, „ich fühle, daß uns ein Unglück bevorsteht, und Du wirst sehen, daß ich mich nicht täusche."

Zu gleicher Zeit erschallen die erschütternden Worte, welche am Eingange in das Boudoir ein Bedienter spricht:

„Der Herr Marquis von Balestac!"

Susanne stößt einen Schrei aus und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen. Arthur steht auf und geht seinem Vater entgegen.

„Mein Herr," spricht er, „kommen Sie jetzt, Diejenige in ihrer Wohnung zu beschimpfen, die meinen Namen tragen soll?"

Hier wird unsere Analyse überflüssig.

Das Theaterstück folgt in seinen letztern Scenen Schritt für Schritt dem Roman, von welchem es ja nur eine Art Copie war.

Um den Knoten des Drama's zu lösen, durchbohrt sich Arthur mit dem vergifteten Dolche und sinkt sterbend zu Boden.

„Mein Gott! mein Gott!" ruft der Marquis in Verzweiflung und fällt neben Arthur's Leiche auf die Knie .... „kein Kind mehr! ich habe kein Kind mehr!"

Der junge Mann richtet sich halb empor, nimmt die Hand Susannens in seine sterbende Hand, legt sie in jene des Marquis und stammelt: „Hier . . . mein Vater! . . . es bleibt

Ihnen eine . . . Tochter . . . lieben Sie Susanne . . . aus Liebe zu mir! . . ."

Und damit stirbt Arthur.

* *
*

Und so endete dieses Stück, ein unförmliches, unzusammenhängendes, unvollständiges Werk, dessen Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten unsere Leser gewiß werden bemerkt haben, an welches aber Ernest trotzdem die schönsten Hoffnungen knüpfte.

Nachdem sich Ernest um die Adresse eines Abschreibers erkundigt hatte, trug er sein Manuscript, das unter dem Einflusse Susannens entstanden war, zu einem jener armen Teufel, welche sich durch Copiren von Theatermanuscripten kümmerlich ihr trocken Brot verdienen, um es mit Wasser herunterzuschlucken.

Nach Verlauf von drei Tagen hatte er eine Abschrift, welche in kalligraphischer Hinsicht ganz annehmbar, aber voll orthographischer Fehler und unglaublichen Unsinns war. Um den erquicklichen Trank von Lobeserhebungen so schnell als möglich zu kosten, nahm Ernest die Rolle mit dem Titel: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten" unter den Arm und begab sich zu Susanne. Bei dieser Zuhörerin hatte das Drama einen ungeheuren Erfolg. Das Mädchen klatschte Beifall vom Anfang bis zu Ende . . . sie weinte viel und ergoß sich in die leidenschaftlichsten Lobsprüche.

Ernest kehrte wieder in die La Bruyère-Straße zurück und glaubte ein vorzügliches Werk geschaffen zu haben. Er überredete sich sogar, daß er der Schöpfer eines Meisterstückes sei. Es blieb nur noch eine bedenkliche Frage zu lösen übrig. Ernest stellte sich dieselbe also:

„Welches Theater ist würdig, mein Stück zu spielen?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

XXVI.

Die Wahl eines Theaters.

Es war für Ernest keine geringfügige Angelegenheit, das Schauspielhaus zu bestimmen, in welchem sein Stück gegeben werden sollte. Der junge Schriftsteller hatte diese bedeutsame Frage lange und ernstlich in seinem Inneren erwogen. Endlich bestimmte ihn die Erinnerung an einen neuerlichen Erfolg von beinahe dreifacher Art für das Theater ***.

Man wird alsbald einsehen, daß wir triftige Gründe hatten, das fragliche Etablissement nicht anders als mit drei Sternchen zu bezeichnen.

Als nun Ernest seinen festen Entschluß gefaßt hatte, nahm er sein Manuscript und ging damit leichten Fußes nach dem Theater ***.

Eben so wenig, als wir aus zureichenden Gründen das Theater nicht bezeichneten, können wir auch den Namen des Directors angeben. Um aber die Sternchen nicht in's Endlose zu vermehren, wollen wir den Theatervorstand pseudonym anführen. Ueberdies werden wir Sorge tragen, daß dieser Pseudonymus unwahrscheinlich ist und in keiner Beziehung mit dem wirklichen Namen steht.

Wir nehmen also den folgenden Namen an: Melon Petit-Baudet.

Lebt etwa Jemand in Paris, der sich so nennt? Nein; wir haben also nicht zu befürchten, wegen ehrenrühriger Personificirung mit dem Polizeigericht in Conflict zu gerathen.

Ernest begab sich leichten Schrittes zu der Treppe, welche die Künstler auf das Theater führt. Er wollte eben an der Wohnung jenes wachsamen und helfernden Cerberus vorbeigehen, den man gewöhnlich Theaterportier nennt, als eine kreischende Stimme aus dieser Wohnung ertönte und den folgenden Satz vernehmen ließ:

„He! sagen Sie doch, mein Herr! . . . He! wo wollen Sie denn hin?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ernest nahm seinen Hut ab und grüßte die Tysiphone.

„Ich wünsche mit dem Herrn Melon Petit-Baudet zu sprechen," antwortete er in höflichem Tone.

„Der Herr Director ist nicht da."

„Wann wird er hier sein?"

„Das weiß ich nicht."

„Kommt er Abends?"

„Bisweilen."

„Kann man ihn dann sprechen?"

„Je nachdem."

„Es ist unerläßlich, ja ganz unerläßlich, daß ich ihn sehe."

Die Portierin schaute auf die Rolle, welche Ernest unter dem Arme trug.

„Sind das Wechsel?" fragte sie.

„Nein, meine Gute! es ist ein Theatermanuscript."

„Ah, gut! gut! in diesem Falle kommen Sie nur wieder."

„Wann?"

„Wann Sie wollen."

„Wenn ich aber dann Herrn Melon Petit-Baudet eben so wenig antreffen werde, als heute . . ."

„Ah, Sapperment! das ist Ihre Sache . . . richten Sie sich das ein nach Gusto. Lassen Sie übrigens Ihr Manuscript da man wird es ihm zustellen."

„Nein! nein!" rief Ernest lebhaft, der sich um keinen Preis in der Welt von seinem Stücke trennen wollte, um es Händen zu übergeben, die es mit ihrem Schmutz und garstigen Geruch anstecken oder gar vielleicht eine Kohlsuppe darüber schütten könnten. „Ich werde wieder kommen . . ." murmelte er.

Und er ging fort. Am folgenden Tage kam Ernest wirklich wieder um dieselbe Stunde wie gestern. In der Zwischenzeit aber hatte er sich der mythologischen Fabel erinnert, welche das Ungeheuer Cerberus durch einen Honigkuchen zahm werden läßt.

Der Cerberus von ehemals bedeutet unfehlbar die Thürhüterin von heute, und der antike Honigkuchen die modernen Hundertgroschenstücke.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Während also Ernest wie Tags vorher fragte, ob der Herr Director im Theatergebäude sei, legte er fünf Francs in die Hand der Thürhüterin.

„Ja, mein Herr," antwortete sie sogleich, „er ist da, aber sehr beschäftigt."

„Mit Schriftstellern?"

„Mit Schriftstellern, die nur auf gestempeltem Papier schreiben . . ." murmelte die Thürhüterin halblaut.

Dann fuhr sie fort:

„Ich will es ihm aber doch melden, daß man nach ihm verlange. Wollen Sie mir gütigst Ihren Namen sagen."

Ernest gab ihr seine Karte.

„Wollen Sie wohl so gefällig sein, inzwischen hier die Wohnung zu hüten?" sagte die dicke Frau; „es darf hier Niemand, merken Sie wohl, Niemand hineingehen."

„Seien Sie unbesorgt," entgegnete Ernest, der die ihm übertragene Rolle sehr ungern spielte, aber doch nicht zurückzuweisen wagte.

Die Thürhüterin ging fort.

Melon Petit-Baudet, mit dem wir uns jetzt etwas weitläufiger befassen wollen, befand sich in seinem Cabinet, und besprach sich mit zwei Männern, die seine Geldgeschäfte besorgten — (Gott weiß wie?) — mittelst verschiedener gestempelter Papiere.

„Was gibt es denn?" fuhr er die Frau an, als er sie sah; „kann man denn keinen Augenblick Ruhe haben?"

„Mein Herr, es steht Jemand unten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Jemand, wer denn? . . ."

„Ein junger Mann."

„Ein Gläubiger?"

„Ich glaube nicht . . . er ist hübsch angezogen."

„Das wäre noch kein Grund . . . diese Schlingel kleiden sich eben so gut, wie wir uns kleiden."

„Uebrigens ist hier der Name des jungen Mannes."

Der Director nahm die Karte und buchstabirte:

„Ernest Pichat de la Chevalière . . . Ich kenne ihn nicht . . . was will er?"

„Er hat ein Manuscript."

„Ein Manuscript! . . . er soll zum Teufel gehen! . . . Habe ich Zeit, mich mit Manuscripten abzugeben?"

„Der Herr Director werden also diesen Herrn nicht empfangen?"

„Nein!"

Die Thürhüterin drehte sich auf ihren Fersen herum.

Auf dem Rückwege zog sie in Erwägung: wenn sie die brutale Antwort Melon Petit-Baudet's buchstäblich überbringen würde, so möchte der junge Mann mit dem Manuscript entmuthigt fortgehen, um nie wieder zu kommen, und dann verschwände ihr alle Hoffnung auf neue Hundertgroschenstücke. Es wäre also besser, ihn hinzutrösten.

„Der Herr Director ist sehr verdrießlich," sagte sie zu Ernest, „da er in diesem Momente dringende Geschäfte hat. Er ersucht Sie, mein Herr, ihm dieser Tage zu schreiben, um was es sich handelt . . . und ich werde sodann den Brief übergeben."

„Gut," sagte Ernest, „ich will morgen schreiben."

„Ah!" dachte der junge Mann, als er fortging, „man hat Recht zu behaupten, daß die ersten Zugänge zum Theater nicht leicht sind. Bis zu einem Director zu gelangen . . . Pest! ist keine geringe Arbeit!"

Als Ernest Abends vor dem Diner auf dem Boulevard spazieren ging, begegnete er einem Journalisten, den er bei Susanne kennen gelernt hatte.

Dieser Journalist, ein Dickbauch mit viel Talent, ein großer Poet und wohlwollender Kriticus, redete Ernest an.

„Wohin gehen Sie, lieber Freund?" fragte er.

„Dahin, wohin man um halb sechs Uhr zu gehen pflegt . . . zum Diner."

„Ich auch! speisen wir miteinander?"

„Recht gern."

„Ich bringe Ihnen in Vorschlag, bei Maison-d'Or, eine

Schüssel Krebse Lendenbraten vom Reh und gebratene Repphühner."

„Ich nehme es unter der Bedingung an, daß Sie in den nächsten Tagen mein Gast sein wollen."

„Wenn es Ihnen beliebt."

Während des Essens erzählte Ernest dem Feuilletonisten seine fruchtlosen Versuche, bei der erhabenen Person von Melon Petit-Baudet vorgelassen zu werden.

Der dicke Junggeselle fing zu lachen an.

„Ach, mein Lieber! wie sind Sie noch jung!" rief er, „Sie würden sechs Paar Stiefel abnützen, ohne ein Resultat zu erlangen . . . Petit-Baudet wird Sie niemals vorlassen."

„Niemals?"

„Nein!"

„Warum?"

„Er hält Sie zu dieser Stunde für einen vermummten Gläubiger."

„Sieht er deren überall?"

„Stets und überall . . . und er hat dazu auch gute Gründe . . . Wenn Ihnen aber viel daran gelegen ist, mit ihm persönlich zu sprechen, so gebe ich Ihnen einen Talisman, vor dem sich die Thüren des Heiligthums öffnen werden."

„Sie, lieber Freund?"

„Nun ja."

„Was ist das für ein Talisman?"

„Drei oder vier Zeilen von meiner Hand."

„Ah, welche Gefälligkeit würden Sie mir da erweisen!"

„Das will ich auf der Stelle! . . . Kellner! Papier, Tinte und Feder! kurz Alles, was man zum Schreiben braucht . . . wie immer die Herren Vaudevillisten sagen . . . diese Leutchen mit viel Geist und sehr wenig Styl."

Das Papier wurde gebracht und der Feuilletonist schrieb die folgenden Zelien:

„Mein lieber Melon!

„Empfangen Sie getrost meinen Freund Ernest Pichat de la Chevalière, einen vortrefflichen jungen Mann und aus-

gezeichneten Schriftsteller. Er bringt Ihnen ein Theaterstück, das auf Ihrer Bühne gewiß Glück machen wird, und worüber ich am nächsten Montag mit Ihnen sprechen werde. Sie wissen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als Ihren Vortheil.

Ihr . . ."

Nun folgt die Unterschrift.

„Damit gehen Sie hin," sagte der Journalist und reichte Ernest das Briefchen, der es hastig in Empfang nahm und nicht weniger sorgfältig in sein Portefeuille steckte, als ob es ein Coupon gewesen wäre.

Am folgenden Tage fand er sich wieder im Theatergebäude ein.

„Wollen Sie das hier dem Herrn Director überbringen," sagte er, indem er seine Bitte mit einem neuen Hundertgroschenstück unterstützte.

Die Thürhüterin flog mit der Leichtigkeit einer Sylphide über die Stufen der Treppe.

„Mein Herr," sagte sie zu Melon, „es ist jener Herr . . ."

„Welcher Herr?"

„Der von gestern."

„Schon wieder! . . . Ha doch, was will denn dieser Unsinnige? . . . Sagt doch den zwei Burschen draußen, sie sollen ihm sein Manuscript an den Hals binden und ihn in die Seine werfen."

Und Melon Petit-Baudet fing an zu lachen.

Er war heute sehr guter Laune.

„Da ist ein Briefchen an den Herrn Director."

„Ah, welche Mühe! welche Last!" seufzte Melon, er als das ihm dargereichte Briefchen öffnete. Kaum hatte er aber es gelesen, so änderte sich seine Physiognomie.

„O!" rief er, „das ist etwas Anderes! er komme, ja, er komme, ich erwarte ihn."

Die dicke Frau lief ganz verblüfft davon und meldete die Botschaft dem unruhvoll harrenden Ernest.

XXVII.

Ein Director.

Ernest Pichat de la Chevalière, unter dem Arme sein „Wie die Frauen sich zu Grunde richten", tragend, wurde in das Directionszimmer geführt, wo ihn Melon Petit-Baudet erwartete.

Als Ernest eintrat, thronte dieser mit imposanter Würde auf seinem Divan. Er empfing den künftigen großen Mann mit einem napoleonischen Kopfnicken und winkte ihm, sich zu setzen.

„Rauchen Sie, mein Herr?" sprach er dann.

„Ja, mein Herr," entgegnete Ernest.

„Nun, nehmen Sie eine Cigarre aus der Schachtel dort auf meinem Schreibtisch, dann plaudern wir."

Als Nestor Roqueplan Director des Variétés-Theater war, hatte er bekanntlich nie ermangelt zu rauchen, wenn ihm ein Manuscript vorgelesen wurde, und am Ende oftmals zu dem Verfasser gesagt: „Ihr Stück ist um eine halbe Cigarre, oder um anderthalb Cigarren zu lang." Melon Petit-Baudet hat diesen Spruch geistreich gefunden und sich bemüht, Roqueplan wenigstens hinsichtlich der Cigarren ähnlich zu werden.

Ernest hüllte sich in eine Rauchwolke und nahm schüchtern Platz. Die Gegenwart eines Theaterdirectors machte auf ihn einen außerordentlichen Eindruck.

„Mein Herr," sagte Melon, „Sie sind ein Freund von . . ."

Er nannte den Journalisten.

„Sein intimer Freund," entgegnete Ernest, welcher, nachdem er bereits die Wirkung des ihm von dem Kriticus gegebenen Talismans erfahren hatte, der Meinung Raum gab, daß er um so besser aufgenommen würde, je enger sein Verhältniß zu diesem berühmten Manne zu sein schiene.

„Er ist ein vortrefflicher Mann und hat sehr viel Geist," begann der Director wieder, „ich kann ihm nichts abschlagen,

ich weiß nur nicht, warum er die Stücke, welche ich gebe, immer so schrecklich herunterreißt. Hat er es Ihnen vielleicht gesagt?"

„Er hat mir gesagt, so viel ich mich erinnere, daß er sie nicht sehr gut findet," stammelte Ernest.

„Ei was! sie sind so gut wie andere. Warum macht er denn nicht selbst welche?"

„Er hat ja deren gemacht."

„Ja, richtig! jetzt fällt es mir wieder bei. Wie es scheint, mein Herr, haben auch Sie ein Stück gemacht?"

„Nun endlich sind wir dabei!" dachte Ernest.

Und er antwortete ganz laut: „Ja, mein Herr, ich habe eines geschrieben, hier ist es."

XXVIII.

Das Manuscript.

Ernest reichte mit diesen Worten Melon-Baudet seine zusammengerollte Handschrift, die auf den Director ungefähr dieselbe Wirkung ausübte, wie eine geladene, an die Kehle gesetzte Schießwaffe. Er hielt sie mit sichtlichem Erschrecken von sich entfernt, aber Ernest bemerkte das nicht.

„Ist dieses Stück Ihr erstes Werk?" fragte Melon.

„Ja, mein Herr."

„Ist es einem beliebten Roman entnommen?"

„Ja, einem Roman von mir."

„Schon gedruckt?"

„Noch nicht, mein Herr."

„Sie haben gewiß einen Mitarbeiter?"

„Keinen."

„Aber Sie wünschen einen?"

„Nein, mein Herr."

„Ah, Teufel! was Sie sagen. So, so, Sie halten es also für recht gut, Ihr Stück?"

„Ja, mein Herr," antwortete Ernest mit Würde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wie ist es betitelt?"

„Wie die Frauen sich zu Grunde richten."

„Hm, dieser Titel würde sich auf dem Anschlagzettel nicht gar schlecht ausnehmen. Wie viel Aufzüge?"

„Fünf und ein Vorspiel."

„Ein böses Ding!"

„Warum?"

„Es ist zu lang! Wenn das Stück nichts trägt oder nichts mehr einträgt, so weiß man nicht, wie man sich helfen soll. Setzen Sie also bloß drei Acte auf dem Zettel an; in der jetzigen Fassung wäre es unmöglich, denn das Stück nähme ja kein Ende."

Ernest hörte ihn gedrückten Herzens an.

Der Director begann wieder: „Könnten Sie nicht das Vorspiel weglassen und das Stück in drei Acte zusammenziehen?"

„Nicht möglich!"

„Ah, Teufel! das ist verdrießlich! Ihr Freund, der Feuilletonist, kennt er das Stück?"

Ernest glaubte sich eine kleine Lüge erlauben zu dürfen.

„Ja, mein Herr!" antwortete er, „er kennt es und, wie er Ihnen schreibt, findet er es vortrefflich, ja, er glaubt, daß es ein Zugstück werden wird. Am Montag wird er Ihnen einige Worte darüber sagen."

„Ganz gut! ganz gut! Nun, wir werden sehen."

Ernest löste das Rosaband ab von der Rolle, und entfaltete sein Manuscript.

„Wenn es Ihnen beliebt, mein Herr!" begann er.

„Was?"

„Mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken . . ."

„Wozu?"

„So will ich Ihnen mein Stück vorlesen."

„Wo denken Sie hin!" rief Melon erschreckt.

„Aber ich meine doch . . ."

„Nie, o niemals höre ich ein Stück an, alle Schriftsteller wissen das!"

„Und wie machen Sie es dann?"

„Ich lese es selbst, gemächlich, im stillen Cabinet . . . eine Lectüre mit lauter Stimme würde mich zerstreuen. Ich könnte den Werth des Werkes nicht beurtheilen. Uebrigens hatte ich bei einer anderen Direction einen Tag zum Anhören beim Vorlesen bestimmt, allein das hat mich krank gemacht, ich mußte es aufgeben. Lassen Sie Ihr Manuscript hier, ich werde es sorgfältig prüfen."

„Bald?"

„Was für ein Tag ist heute?"

„Donnerstag."

„Gut, kommen Sie am Montag, bis dahin werde ich das Stück gelesen haben."

„Am Montag?"

„Ja."

„Um wie viel Uhr?"

„Ah, sehen Sie! Bei Tage habe ich wenig Zeit für mich, kommen Sie Abends um neun Uhr während des Theaters."

„Wird mich die Thürhüterin vorkommen lassen?"

„Ja freilich! sagen Sie ihr beim Fortgehen, daß ich Ihnen ein Rendezvous gegeben habe. Wenn Sie den *** sehen, so ermangeln Sie nicht, ihm mein Compliment zu machen und ihm zu sagen, daß ich ihm ungemein gern gefällig sein möchte. Auch würden Sie wohl daran thun, auf ihn gütig dahin einzuwirken, daß er von allen Stücken, die ich aufführe, Gutes berichte. Was macht ihm denn das? Mir aber, mir ist es von Nutzen, von wesentlichem Nutzen . . ."

Ernest empfahl sich von Petit-Baudet und erwartete mit lebhafter Ungeduld den Tag und die Stunde des Rendezvous.

* * *

Am folgenden Montag brachte das Feuilleton in einem größern Journal, mit *** gezeichnet, am Schlusse diese kleine Anzeige:

„Wir haben unseren Lesern eine gute Nachricht zu bringen. Ein Schriftsteller, dessen Name alsbald einen ausgezeichneten

Platz in der Sphäre der neuesten Literatur einnehmen wird, Herr Ernest Pichat de la Chevalière, hat eben die letzte Hand an ein Theaterstück gelegt, das in dreifacher Beziehung dramatisches Interesse erweckt: nämlich hinsichtlich eines tiefen Studiums der menschlichen Leidenschaften, dann der Charaktere und endlich der Stylistik. Dieses tief durchdachte Stück mit philosophischer und moralischer Tendenz führt den Titel: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten." Dieser schöne Titel verspricht ein schönes Werk. Wir wissen noch nicht, für welches Theater das Stück bestimmt ist. Wir möchten wünschen, der Verfasser trüge es zu Herrn Melon Petit-Baudet, dem jungen, umsichtigen Director von ***. Ein Drama dieser Art würde bei diesem Theater wahrscheinlich einen sehr großen Erfolg erzielen!"

Man sieht daraus, daß der edle Kritiker sein Versprechen, Herrn Melon Petit-Baudet über Ernest's Stück Etwas zu sagen, nach seiner Weise gehalten hat.

* *
*

Ernest kam am Montag einige Minuten vor neun Uhr zum Theater. Die Thürhüterin erkannte ihn wieder und ließ ihn ungehindert ein. Er war auf das Eleganteste gekleidet, in seinem Knopfloch blühte die schönste Camelie von der Welt. Seine Taschen strotzten von einem halben Dutzend Nummern des Journals, welches die lobpreisende Ankündigung enthielt, die wir oben citirt haben und die er unter seine Freunde zu vertheilen gedachte.

In dieser Stimmung schritt Ernest zur Thüre des Directorzimmers. Aber diese war geschlossen. Der junge Mann wußte nicht, wie er sich dieselbe öffnen lassen könnte, und wandte sich an einen Burschen.

„Ah," antwortete dieser, „der Herr Director ist mit Madame *** beschäftigt, man kann nicht mit ihm sprechen."

„Er erwartet mich aber," entgegnete Ernest, „er hat mir um neun Uhr ein Rendezvous gegeben."

Er zog seine Uhr heraus und fügte hinzu:

„Es ist drei Minuten über neun Uhr."

„Der Herr Director hat verboten, ihn zu stören, wenn eine dieser Damen bei ihm ist; wenn Sie aber, mein Herr, auf ein Weilchen in das Foyer oder in die Coulissen treten wollen, so werde ich es dem Herrn Director sogleich melden . . ."

Ernest wußte nichts Besseres zu thun, als auf den gemachten Vorschlag einzugehen.

„Wo ist das Foyer?" fragte er den Burschen.

„Sie brauchen nur diese Thür zu öffnen, mein Herr."

Als Ernest in das Foyer eintrat, fand er es angefüllt von der ganzen weiblichen Truppe des Theaters. Einige dieser Damen standen vor dem Spiegel des Kamins, legten sich Falten in ihre transparenten Hüllen, glätteten ihre Binden, richteten ein Band oder eine Blume zurecht. Andere stellten die Hauptfiguren eines Tanzes dar, würdig der Chaumière oder des Valentino. Schauspieler und Schauspielerinnen saßen herum auf breiten Divans. Der Regisseur des Theaters ging hin und her mit wichtiger Miene. Die Unterredungen kreuzten sich lebhaft und lärmend, und die Antworten, welche man hie und da hörte, waren nicht viel züchtiger als die Anzüge.

Anderseits machte sein Eintritt Aufsehen, denn Niemand im Theater kannte Ernest und seine Jugend, wie sein höchst eleganter Anzug gaben der Vermuthung Raum, daß er zu jenen Narren gehöre, welche von Zeit zu Zeit Zutritt hinter die Coulissen begehrten dafür, daß sie dem Director durch Vorschuß von einigen tausend Francs aus einer zeitweiligen Verlegenheit geholfen.

Diese jungen Hilfespender nun waren sehr geschätzt bei jenen Damen, auf welche Bankbillete eine ungemein starke Anziehungskraft ausüben. Es fühlte sich daher mehr als eine dieser Schönen geneigt, Ernest ihr Wohlwollen zu bezeigen, als ein Glöcklein ertönte. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür des Foyer und eine mächtige Stimme rief:

„Meine Herrschaften! das Stück beginnt!"

In weniger als einer Secunde waren sämmtliche Schauspielerinnen verschwunden, man hörte nur noch das Rauschen ihrer

Gazekleider in den Corridors und aus der Ferne erschallten, verschleiert und unterbrochen, die Klänge des Orchesters.

Zwei oder drei Theaterdichter und Ernest blieben allein im Foyer zurück.

XXIX.

Im Foyer.

Einer von den Theaterdichtern, ein Greis mit weißen Haaren und düsteren Zügen, aber vielleicht der heiterste unserer Vaudevillisten, fragte:

„Was macht das neue Stück?"

„Gar nichts," antwortete Jemand.

„Der heutige Abend trägt also nichts ein?"

„Höchstens tausend Francs."

„Teufel, das geht schlecht!"

„Sehr schlecht."

„Indeß haben diese Mädchen für mehr als tausend Thaler weiße und rothe Schminke aufgetragen."

„Was wollen Sie! das Publicum wird müde, Flitter und Flimmer sind am Ende stets dasselbe, — es möchte gute Stücke haben."

„Man gibt ihm nur Fetzen," entgegnete lachend der Theaterdichter mit dem düsteren Gesichte.

„Lauzaune wäre nicht dieser Ansicht."

„Hat man diesen Morgen bezahlt?"

„Nein."

„Was sagen die Schauspieler?"

„Sind verdrießlich und weigern sich zu spielen. Man hat aber bis zum Fünften Geld versprochen, und sie erklärten, bis dahin warten zu wollen."

„Geld, woher will man es nehmen? Auf die Einnahmen darf man nicht rechnen, sie decken ja nicht die Kosten."

„Ah, man spricht von einer Combination."

„Von welcher?"

„Ich kenne die Sache nur obenhin."

„Reden Sie nur!"

„Nun, es handelt sich um einen ungemein reichen Diplomaten, dessen Geliebte Theaterlust bezeigt. Dies Mädchen will hier eintreten und die ersten Rollen spielen. Der Diplomat würde sodann eine hübsche Summe in die Cassa bringen."

„Das ist wohl möglich, allein trotzdem betrachte ich dieses Theater unter einer solchen Leitung schon für abgestorben."

„Bah, um sich wieder emporzuheben, braucht es nur einen Glücksfall."

„Ja wohl, doch ein solcher Glücksfall stellt sich nicht so leicht ein."

„Erinnern Sie sich nur, wie es mit dem Vaudeville stand, als man „Die Camelien-Dame" u. s. w. gab."

„Allerdings, allein der dicke Bouffé ist todt und hatte seinen Stern . . ."

Ernest hörte nicht weiter zu. Der Bursche kam und meldete ihm, daß ihn Melon Petit-Baudet erwarte. Er ging aus dem Foyer mit der Ueberzeugung, daß jenes „gute Stück", welches das Theater retten würde, sein „Wie die Frauen sich zu Grunde richten" sein würde."

Der Director öffnete ihm die Thüre seines Cabinets und sagte zu dem Burschen:

„Joseph, ich bin für Niemanden hier, hörst Du, für Niemanden!"

„Sehr, wohl, Herr."

Melon schloß die Thüre, schob einen inneren Riegel vor und setzte sich dann in seinen Directorial-Lehnstuhl. Er bot Ernest eine Cigarre an, und nachdem er die seinige angebrannt hatte, blickte er eine Weile stillschweigend vor sich hin. Das Manuscript des jungen Mannes lag auf dem Schreibtische, und dieser fühlte sein Herz hämmern, als sollte es ihm die Brust sprengen. Als er sah, daß sich Melon's Schweigen in die Länge zog, faßte er sich gewaltsam Muth.

„Bitte, mein Herr," fragte er schüchtern, „haben Sie gelesen?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Director bejahte es mit einem Nicken seines Kopfes, öffnete seine Lippen aber nur so weit, um aus seinem Mundwinkel eine weiße Rauchwolke hervorqualmen zu lassen.

„Und wie finden Sie mein Stück?" fuhr Ernest fort.

Petit-Baudet verließ endlich seine stumme Unbeweglichkeit und sagte zu dem jungen Manne:

„Mein Herr, Sie flößen mir die lebhafteste Theilnahme ein."

Ernest verbeugte sich.

„Ich finde in Ihnen die Keime eines großen Talents. Sie werden einst einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller sein," sagte Melon.

Ernest verbeugte sich auf's Neue und noch tiefer, als das erste Mal, während der Director fortfuhr:

„Und dann sind Sie noch jung . . . ich bin auch jung . . . wir sind Beide jung . . . ich liebe die Jugend . . . O, die Jugend, die Jugend!"

„Erlauben Sie mir wohl eine Frage?" fragte Melon.

„Bitte, bitte, mein Herr."

„Sind Sie reich?"

„Das Vermögen meines Vaters ist nicht unansehnlich."

„Und ohne Zweifel ziehen Sie von den Revenüen einen beträchtlichen Theil?"

„Wenigstens mehr als zu meinem Leben genügen würde; allein ich gestehe, daß ich nicht begreife . . ."

„Weßhalb ich Sie frage?"

„In der That."

„Lediglich aus Theilnahme für Sie, Ihr Talent und Ihre Jugend. Man erreicht viel leichter ein Ziel, wenn man Vermögen hat. Wie viele schöne Werke bleiben ungeboren, wenn ihr Schöpfer arm, — und sehen Sie, selbst in diesem Augenblicke ist es gut für Sie, daß Sie reich sind."

„Gut? Allerdings . . . warum denn aber jetzt mehr als zu anderer Zeit?"

„Sie werden das gleich verstehen. Ich habe dort Ihr Manuscript, wie ich Ihnen eben sagte, —"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Und Sie sind damit zufrieden?"

„Es ist vortrefflich."

„Wirklich?" rief Ernest beseligt.

„Sehr schön, sehr effectvoll. Empfindung, Wahrheit, Styl! Ich hoffe auf Erfolg, obschon das Stück ungemein lang ist."

„Mein Herr, Sie nehmen mein Drama an?"

„Beinahe."

„Wie?"

„Es gibt dabei Auslagen . . ."

„Auslagen?"

„Ja."

„Aber die Handlung geht in unseren Tagen vor, mit dem städtischen Costüme, das Sie in Ihrem Magazin vorräthig haben . . ."

„Sie täuschen sich. Ich verstehe die Dinge besser als Sie, bin ich ja doch Director. Man braucht für den ersten Theil des Vorspiels sehr schöne Jagdkleider, ein Brautkleid, Ballanzüge für die Figuranten, und noch hundert Kleinigkeiten, deren Aufzählung für jetzt zu langwierieg wäre. Ich habe es berechnet, und ungefähr bis auf hundert Sous herausgebracht, wie hoch sich die Kosten belaufen, von denen ich rede . . ."

„Nun, die Summe wäre . . .?"

„Zweitausend Francs."

„Das ist nicht außerordentlich."

„Gewiß nicht, allein die Theatergeschäfte gehen in diesem Moment nicht gut, wir befinden uns in einer Krisis, ich mache keine, gar keine Einnahmen, und habe sehr wenig Geld in der Cassa. Clairville hat mich mit den Flittern und dem Aufputz des letzten Stückes ruinirt. Kurz, es ist mir jetzt unmöglich, zweitausend Francs auf die Ausstattung Ihres Stückes zu verwenden."

Diese Worte fielen wie ein Keulenschlag auf Ernest's Haupt.

„Was ist da zu machen?" fragte er.

„O, die Sache ist ganz einfach."

„So sprechen Sie!"

„Nicht wahr? es ist Ihnen daran gelegen, daß Ihr Stück aufgeführt werde, nicht wahr?"

„Ob mir daran liegt!"

„Selbstverständlich! auch mir liegt daran denn ich wiederhole es Ihnen, ich glaube an einen Erfolg. Nun, wissen Sie, wie viel Ihnen die Autorrechte einbringen können?"

„Nein, nicht genau."

„Vielleicht zwanzigtausend Francs, vielleicht noch mehr."

„Wirklich?" rief Ernest, von dieser goldenen Vorspiegelung geblendet.

„Mein Gott, ja! soviel sicher! Nun, ich nehme Ihr Stück an und lasse es alsogleich einstudiren, jedoch unter einer Bedingung . . ."

„Bedingung? unter welcher?"

„Daß Sie vorläufig die unerläßlichen zweitausend Francs zur Bestreitung der Auslagen vorstrecken . . ."

„O, ich möchte das recht gern, aber . . ."

„Aber . . . was?"

„Ich besitze diese zweitausend Francs nicht."

„Und sind nicht im Stande, dieselben aufzutreiben?"

„Schwerlich. Ich müßte deßhalb an meinem Vater schreiben."

„Nun?"

„Er würde wissen wollen, was ich mit diesem Gelde thue, er liebt die Literatur nicht sehr . . ."

„Das will sagen, er würde Ihnen diese Aushilfe verweigern?"

„Ich fürchte."

„Hm! hm!"

„Was ist da zu thun?" wiederholte Ernest in schmerzlicher Betrübniß.

„Es gäbe wohl noch ein anderes Mittel."

„Ah!"

„Kennen Sie Porcher?"

„Nein."

„Sie, ein Schriftsteller, kennen Porcher nicht? Nun denn, Sie werden seine Bekanntschaft machen. Porcher ist der

Bankier der dramatischen Schriftsteller, er wird Ihnen die zweitausend Francs borgen, welche Sie brauchen."

„Glauben Sie?"

„Ich bin überzeugt."

„Wenn er sich aber weigert . . .?"

„Das wird er nicht. Ich werde Ihnen einen Brief geben, der die Annahme und Inscenesetzung Ihres Stückes bestätigt. Sie gehen morgen Früh zu Porcher und Mittags werden Sie mir das besagte Geld bringen."

XXX.

Die Pistole an der Kehle.

Die Ordnung dieser Angelegenheit, so wie sie Melon Petit-Baudet getroffen, sagte Ernest sehr zu. Bei jungen Autoren gilt die Eigenliebe mehr als alles Andere, selbst mehr als das Geld.

Aufgeführt werden! . . . ihre Prosa oder Verse in einem von Zuschauern angefüllten Raume vortragen hören, das ist ihr schwärmerischer Traum, das ist's, was sie vor allem Andern wünschen. Der Gedanke an die Autorrechte und die durch sie entstehenden Vortheile kommt bei ihrer Berechnung erst in zweiter Linie.

Es lag auch Ernest sehr wenig daran, Petit-Baudet zur Ausstattung seines Drama's Geld zu geben. Uebrigens sollte ja das Geld nicht aus seinem Sacke kommen, es wurde ihm ja vorgestreckt mit der Hypothek auf den künftigen Erfolg.

Und dann! was waren diese elenden zweitausend Francs im Vergleich zu den zwanzig- oder fünfundzwanzigtausend, welche das Stück einzubringen nicht ermangeln würde?

Während sich Ernest seinerseits diesen Betrachtungen überließ, nahm Petit-Baudet ein Blatt Papier, auf dem oben die Worte gedruckt waren:

„Theater von ***."

„Cabinet des Directors."

Er schrieb darunter die folgenden Zeilen:

„Ich habe ein Stück von fünf Aufzügen mit einem Vorspiel und dem Titel: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten" angenommen, um es in der kürzesten Zeit zur Aufführung zu bringen.

„Der Verfasser dieses Stückes ist Herr Ernest Pichat de la Chevalière, ohne Mitarbeiter.

„Die Vertheilung der Rollen wird unmittelbar stattfinden und die Proben werden heute über acht Tage beginnen."

Petit-Baudet setzte Datum und Unterschrift darunter, drückte dann noch das Administrationssiegel bei und überlas noch einmal mit lauter Stimme, was er geschrieben.

Ernest streckte vor Freude strahlend die Hand aus nach diesem authentischen Documente, welches sein Recht der Aufführung in guter uud treuer Form constatirte.

Der Director ließ es ihn aber noch nicht nehmen.

„Sie begreifen wohl," sagte er zu ihm, „daß ich Ihnen hier ein formelles und unterzeichnetes Pfand geben will, und es ist daher recht und billig, daß Sie deßgleichen thun, um die Vollziehung unseres kleinen pecuniären Uebereinkommens zu sichern."

„Ja, das ist richtig," entgegnete Ernest.

„Ich sehe, daß Sie mit den Geschäften eben so gut bekannt sind wie mit dem Theater," versetzte Melon, indem er eine Lade seines Schreibtisches öffnete und ein längliches, mit einem Ein-Franc-Stempel versehenes Papier herausnahm. Er legte dieses Papier Ernest vor und reichte ihm zugleich eine Feder, deren Spitze er in die Tinte eingetaucht hatte.

„Gehen Sie öfter mit Wechseln um?" fragte er.

„Nein, ich gestehe, bis jetzt habe ich das noch nicht gethan!"

„Was? Sie sind noch Jungfer im Acceptiren eines Wechsels?"

„Ja."

„Unschuldiger junger Mann! man muß aber in Allem den Anfang machen."

Ernest schämte sich beinahe, daß er keine Schulden herzuzählen hatte.

„Was habe ich zu thun?" fragte er.

„Schreiben Sie quer über dieses Papier: „Acceptirt für die Summe von zweitausend Francs."

„Nun, ich habe geschrieben."

„Jetzt unterzeichnen Sie."

„Es ist geschehen."

„Gut! Das ist der Wechselbrief, ich werde Ihnen morgen Ihre Unterschrift gegen Zustellung der zweitausend Francs zurückstellen."

„Aber noch einmal, wenn mir Herr Porcher kein Geld leihen sollte?"

„Wetter! ich würde meine Rechte gebrauchen, das sage ich Ihnen."

„Welche Rechte?"

„Jene, die mir dieser Zettel gibt, ich würde Sie nach Clichy bringen lassen."

„Nach Clichy!" wiederholte Ernest etwas betroffen.

„Gewiß! aber es ist da nicht die mindeste Gefahr. Porcher ist in Geschäften der willfährigste Mann der Welt."

„Wo wohnt er?"

„Lancry-Straße Nr. 10."

„Um welche Zeit trifft man ihn?"

„In der Regel bis zwölf Uhr Morgens. Sonst im Kaffeehaus Flamand, Boulevard Saint-Martin.

„Ich werde zu ihm gehen."

„Ah, richtig! noch Eins! sagen Sie nicht, daß Sie von mir geschickt sind."

„Warum?"

„Ich habe so meine Gründe."

„Wenn er mich aber fragt, wer mich an ihn weiset?"

„Das wird er Sie nicht fragen, er weiß ja, daß die ganze Welt ihn kennt."

„Wenn er mir nur die Summe leiht . . ."

„O, seien Sie ruhig, dafür stehe ich. Apropos! Ich glaube,

daß es in Ihrem Interesse liegt, von unserem Vertrag mit Niemandem zu sprechen. Sie begreifen wohl, daß ein ganz einfacher Fall, übel ausgelegt, eine sehr verdrießliche Farbe annehmen könnte. Man könnte z. B. sagen, Sie mußten bezahlen, damit Ihr Stück aufgeführt werde, und das wäre höchst fatal für Sie . . ."

„Ich begreife das, und werde Niemandem etwas sagen, wer es sei."

„Sehr gut. Von nun an, da von Ihnen ein Stück angenommen ist, haben Sie das Recht des freien Eintritts. Ich werde Sie einschreiben lassen, dann können Sie von morgen an schon Nutzen ziehen. Sie brauchen sich dann einfach bei der Controle zu melden."

„Ich danke Ihnen."

„Wollen Sie diesen Abend hinter den Coulissen bleiben, oder durch die Verbindungsthür in den Saal gehen?"

„Wenn es Ihnen gleichgiltig ist, so ziehe ich das Letztere vor."

Petit-Baudet verließ das Directionszimmer, und ließ Ernest selbst die Thür zu den Parterrelogen öffnen.

Hier verließ er ihn mit den Worten: „Morgen Mittags erwarte ich Sie."

XXXI.

Lancry-Straße Nr. 10.

Der junge und umsichtige Director des Theaters *** hatte also zu Ernest gesagt: „Wer kennt Porcher nicht?"

Porcher war unter den ehrenhaftesten und besten Männern der ehrenhafteste und vortrefflichste. Er hat für die neuere Literatur ganz allein mehr gethan, als alle Buloz und alle Veron in der ganzen Welt. Er öffnete seine Böses jedem Manne, der Talent hat, und ach! sogar oft dem Talentlosen!

Ohne Porcher wären zwei Drittel der zu unserer Zeit lebenden Schriftsteller Hungers gestorben, entweder an den pein-

lichen Tagen ihrer Debüts oder entmuthigt durch jene schrecklichen Leiden, welche zerrissene Stiefel und einen leeren Magen begleiten, hätten ihre Federn beiseite geworfen und wären vielleicht Schuster oder Schneider geworden.

Glücklicherweise war Porcher für sie da . . . Porcher, die fleischgewordene Vorsehung.

Porcher verabfolgte ihnen enorme Summen, deren Tilgung zumeist von künftigen, also immerhin zweifelhaften Erfolgen abhing, zu weit geringeren Zinsen als es die Bankiers und Notare thun, die nur auf erste Hypothek borgen.

Ihr Geldmenschen unserer Zeit, die man ehrt und decorirt, ihr richterlichen Rathgeber, deren strenge Rechtschaffenheit gerühmt wird, wer von euch würde solches thun?

Porcher hat an fünfundzwanzig oder dreißig Jahre mit Jedem, der in der Kunst und Wissenschaft einen ausgezeichneten Namen hat, auf freundschaftlichem Fuße gelebt.

Wie viele seltsame Anekdoten und originelle Thatsachen enthält nicht das unerschöpfliche Buch seiner Erinnerungen. Wenn Porcher seine Memoiren veröffentlichen würde, so wäre das unfehlbar das interessanteste Werk unserer Zeit in Bezug auf literarisches Leben und Treiben.

* * *

Gegen elf Uhr begab sich Ernest auf den Weg nach der Lancry-Straße. Er kam zu Nr. 10, stieg in den zweiten Stock hinauf und läutete. Porcher hatte das Zipperlein, was ihn nur allzu oft befiel, aus diesem Grunde war er nicht ausgegangen. Man führte Ernest ein.

„Mein Herr," sagte er in dem etwas befangenen Tone eines Menschen, der um Geld ansucht, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, und doch wage ich es, von Ihnen eine große Gefälligkeit zu erbitten."

„Um was handelt es sich?" fragte Porcher offen und gutmüthig.

„Ich habe ein Theaterstück geschrieben."

„Ah! ah!"

„Dieses Stück ist angenommen."

„Sehr gut."

„Im Theater ***."

Porcher verzog ein wenig sein Gesicht.

„Hm! hm!" sagte er, „dieses arme Theater ist recht krank. Nun, jetzt sagen Sie, was ist es für ein Stück, ein kleines Vaudeville?"

„Nein, ein Drama . . ."

„In wie viel Aufzügen?"

„In fünf mit einem Vorspiel."

„Ah, ein großes Stück also! Mit wem sind Sie?"

„Mit wem?"

„Ja, wer ist Ihr Mitarbeiter?"

„Niemand."

„Das ist doch Ihr erstes Werk?"

„Ja, mein Herr."

„Fünf Acte und ein Vorspiel zu Ihrem Debüt . . . das ist kühn."

„Ich leugne es nicht, allein ich glaube, daß das Stück ziemlich gelungen sein dürfte."

„Wie ist es betitelt?"

„„Wie die Frauen sich zu Grunde richten.""

„Das ist nicht übel — und wann wird man es aufführen?"

„Auf der Stelle — die Proben beginnen schon heute über acht Tage."

„Ja, doch vor dem Fünfzehnten wird das Theater vielleicht geschlossen sein."

„Sie glauben?"

„Ich fürchte es."

„Und warum?"

„Man hat die Schauspieler nicht bezahlen können, und sie weigern sich zu spielen."

„Man wird sie bezahlen."

„Mit was für Geld? Es sind keine Einnahmen vorhanden."

Ernest erzählte nun als positive und bereits bestimmte Thatsache, was er am Abend vorher im Foyer des Theaters als zweifelhaft hatte hinwerfen hören.

Man versteht, daß wir von dem Vertrag sprechen, der zwischen dem in Geldverlegenheit gerathenen Director und dem diplomatischen Millionär, welcher seine Maitresse zum Theater geben will, abgeschlossen worden sein sollte.

„Ah, wenn dem so ist," sagte Porcher, „das ist etwas Anderes . . . Um so besser! . . . Ich sehe nicht gern ein Theater gesperrt, wäre es auch nur für vierzehn Tage . . . Alle Welt verliert dabei . . . Uebrigens bin ich mit einigen tausend Francs bei der Sache betheiligt . . . aber aufrichtig gesagt, ich betrachte sie schon halb und halb für verloren."

„Das Theater kann sich wieder heben," versetzte Ernest.

„O, es ist Alles möglich! . . . Das sind aber unwahrscheinliche Dinge, auf die man nicht rechnen soll . . . Also, Sie sagen mir, der Director ist ein guter Kauz . . . aber ein wenig . . . kurz! Sie verstehen mich . . . heute verspricht er, und morgen hält er nicht immer Wort . . . Was verbürgt Ihre Annahme?"

„O, da bin ich in der Ordnung. Sehen Sie."

Ernest überreichte mit diesen Worten Porcher den Brief von Melon Petit-Baudet.

„Ja, es ist wahr," entgegnete Porcher, nachdem er gelesen; „will er sich nicht einen Prozeß an den Hals werfen, den er offenbar verlieren würde, so muß er nothwendig Ihr Stück aufführen. Nun, wie viel brauchen Sie?"

Ernest hatte noch nichts vom Gelde gesprochen . . . allein Porcher brauchte das gar nicht, um zu errathen, was Ernest von ihm wolle.

„Zweitausend Francs," stammelte Ernest schüchtern.

„Teufel, die Summe ist hoch . . . Das Stück kann durchfallen und keine fünfhundert Francs einbringen.

„Nun, so schreibe ich weitere."

„Wer weiß. Es gibt Viele, die sich vom ersten Unfall

abschrecken ließen . . . nichts mehr geschrieben haben . . . und vielleicht doch Talent besitzen."

„O, ich werde mich nicht entmuthigen lassen. Uebrigens bin ich nicht ohne Hilfsquellen . . . mein Vater ist sehr reich."

„Kurz, sind Ihnen diese zweitausend Francs unumgänglich nothwendig?"

„Warum soll ich es Ihnen nicht sagen, daß ich sie unumgänglich brauche. Wenn Sie mir sie leihen, mein Herr, so erweisen Sie mir eine große Gefälligkeit; ich werde alle Bedingnisse eingehen, die Sie mir aufzulegen für nothwendig halten."

„O, meine Bedingnisse sind einfach und für alle Welt gleich. Eine Uebertragung der Autorrechte bis zum Betrage der vorgeschossenen Summe . . . weiter nichts."

„Aber die Zinsen?"

„Die gesetzlichen Zinsen . . . nicht mehr."

„O, mein Herr, das wären für mich vortreffliche Bedingnisse."

„Für Sie, wie für die Anderen. Sobald ich Ihnen Geld vorstrecke, habe ich Zutrauen . . ."

„Aber strecken Sie mir dieses Geld vor?"

„Ich muß wohl, da Sie es bedürfen . . . Nun gehen Sie in meinem Namen zu meiner Frau, sie soll Ihnen zweitausend Francs geben und eine Rechtsübertragung unterzeichnen lassen, dann besuchen Sie mich bald wieder, um mir zu melden, was im Theater vorgeht."

Ernest wollte sich in Danksagungen ergießen, allein Porcher hielt in davon zurück mit den Worten:

„Es ist nicht der Mühe werth . . . danken Sie mir später . . ."

Ernest ging zu Frau Porcher, einer anmuthigen, geistreichen und gutmüthigen Frau, einer Dame voll Herz, die den Werth ihrer Dienste durch die Art und Weise verdoppelte, wie sie dieselben leistete. Sie reichte ihm ein Uebertragungsformular, welches er copirte. Darauf zählte sie ihm zweitausend Francs auf und sagte:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, mein Herr, gehören Sie zur Zahl unserer Clienten, und ich hoffe, Sie werden auch bald zur Zahl unserer Freunde gehören."

Ernest antwortete, wie es sich geziemte. Dann eilte er mit seinem Schatze zum Boulevard, so schnell ihn seine Beine trugen. Ein leerer Wagen fuhr vorüber.

Ernest sprang hinein und rief dem Kutscher zu:

„Zum Theater *** . . . beim Künstlereingang . . . fahre schnell . . . zwei Francs Trinkgeld!"

Man erinnert sich, daß Melon Petit-Baudet für die Mittagsstunde Ernest ein Rendezvous gegeben. Es war fünf Minuten vor zwölf Uhr. Der Kutscher, aufgemuntert durch die versprochene Belohnung, trieb sein Pferd so wacker an, daß Ernest zur besagten Stunde sich auf der dunklen Treppe des Theaters befand.

Ende des ersten Theiles.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt.

Seite

Erste Abtheilung. Die Jagd nach Chimären.

I. Die Seine-Straße. — Das Hôtel von Marokko . . 5
II. Ein literarischer Beruf 8
III. Ernst Pichat de la Chevaliére 15
IV. Ein anderer Roman 19
V. Ein schöner Anfang 24
VI. Die Gelehrten-Tölpel 30
VII. Eine Leidenschaft 35
VIII. Susanne 41
IX. Ein Abend in der Racine-Straße 46
X. Die Erwartung 52
XI. Täuschung 57
XII. Soirée bei Camelia 62
XIII. Susanne 66
XIV. Conversation 72
XV. Ein Nachmittag 79
XVI. Eine Soirée 84
XVII. Die Liebe 89
XVIII. Plan zu einem Roman 94
XIX. Eine Romanheldin 101
XX. Die Folgen einer Widmung 110
XXI. Ein entwichener Galeerensclave 115
XXII. Das Drama 121
XXIII. „ „ (Fortsetzung) 126
XXIV. „ „ „ 131
XXV. „ „ „ 137
XXVI. Die Wahl eines Theaters 142
XXVII. Ein Director 148
XXVIII. Das Manuscript 149
XXIX. Im Foyer 151
XXX. Die Pistole an der Kehle 159
XXXI. Lancry-Straße Nr. 10 162

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

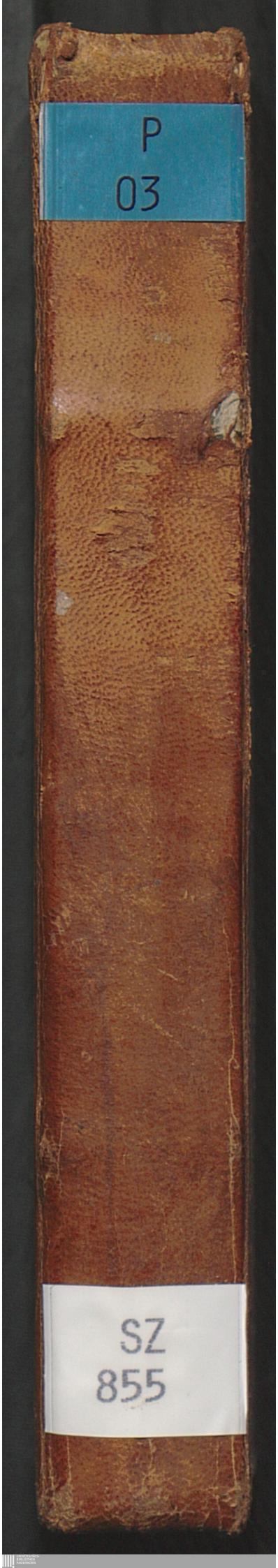
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

PAD: 03SZ855

<14+>0413NVC615540

GHP: 03 SZ855

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


P
03
SZ
855